

## DIPLOMARBEIT

### VIRTUELLE REKONSTRUKTION DER SYNAGOGUE WIEN HIETZING

ausgeführt zum Zwecke der Erlangung des akademischen Grades  
eines Diplom-Ingenieurs

unter der Leitung von  
a.o.Univ.Prof. Arch.Dipl.-Ing. Dr.techn. Bob Martens  
E253  
Institut für Architektur und Entwerfen

eingereicht an der Technischen Universität Wien  
Fakultät für Architektur und Raumplanung

von

Roland Müller  
9925082  
Sandwirtgasse 16/17  
1060 Wien

Wien, Juni 2008



**Danke!**  
Julia Frey und meiner Familie



# INHALTSANGABE

1. Einleitung	7
1.1. Die formale Interpretation jüdischer Riten im Synagogenbau	9
1.2. Der Tempelverein Hietzing und die IKG	15
2. Das Grundstück Eitelbergerg. 22, 1130 Wien	19
3. Die Wettbewerbe	23
3.1. Der erste Wettbewerb 1912	23
3.2. Der zweite Wettbewerb 1924	33
3.3. Max Eislers Gedanken zum Wettbewerb	39
4. Das Siegerprojekt von Arthur Grünberger	41
4.1. Der Architekt Arthur Grünberger	41
4.2. Der ursprüngliche Entwurf und Veränderungen bis zum Baubeginn	45
4.3. Die Fertigstellung der Synagoge	47
4.4. Verwendete Materialien, Konstruktion und Farbgestaltung	53
4.5. Die städtebauliche Situation und die Zeit nach dem Krieg	55
5. Die virtuelle Rekonstruktion der Synagoge	57
5.1. Aufbereitung des Planmaterials in AutoCAD	59
5.2. Modellieren in Autodesk 3ds MAX	61
5.3. Das Renderplugin V-Ray	67
5.4. Die Übertragung der Daten nach ArchiCAD	77
6. Schlussfolgerung	78
 Kurzfassung	 79
 Literaturverzeichnis	 80
Abbildungsverzeichnis	81
Anhang	83



# 1. EINLEITUNG

Antisemitismus lässt sich in der Geschichte Wiens mehrere Jahrhunderte nachweisen. 1867 erhielt die **Israelische Kultusgemeinde (IKG)** in Wien ihre Statuten.<sup>1</sup> Dabei handelte es sich um eine autonom verwaltete Körperschaft mit einem Vorstand, der sich aus 20 Personen zusammensetzte. Wien beheimatete 1867 über 6.000, 1880 über 72.000 und 1919 175.000 Juden.<sup>2</sup> Dieses schnelle Bevölkerungswachstum ging Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Aufstieg. Die Gewerbefreiheit öffnete 1859 den Juden den Weg zum Detailhandel – sie waren in der Wollbranche, in der Wäsche- und Schirmfabrikation sowie im Bankwesen anzutreffen.

„Die Nationalbank (später Österreichisch-ungarische Bank) zählte zwei jüdische Direktoren, die Escompte-Bank drei jüdische Verwaltungsräte. Noch vor wenigen Jahren war Taussig, früher Mitglied des Kultusvorstandes, Gouverneur der Bodenkreditanstalt. In der Wiener Handelskammer saßen zu Beginn des liberalen Kurses sechs Juden. Durch jüdische Handelskonsuln war Österreich in Paris, London, Aleppo, St. Helena und Kapstadt vertreten, in Wien: Preußen, Bayern, die beiden Mecklenburg, Hessen-Darmstadt und Spanien.“<sup>3</sup>

Neben der Industrie wirkten Juden auch im Theater, in der Literatur, Architektur, Dichtung und der Musik. Die Wiener Operette und Volksmusik zählten eine Reihe von Juden zu ihren Autoren. Durch aufkeimende Konkurrenzängste nach dem Börsenkrach 1873 wurden jüdische Studenten bereits 1877/78 als „Nichtdeutsche“ bezeichnet. Ihnen wurde die Aufnahme in diverse Burschenschaften verweigert obwohl noch immer Juden als Mitglieder tätig waren. Gerade diese Burschenschaften waren ein guter Nährboden für den aufkeimenden Antisemitismus, welcher durch die Brandreden Georg Ritter von Schönerer genährt wurden. Durch die Einführung des Zensuswahlrechtes waren viele Israeliten, einschließlich der Akademiker, vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen. Das Wahlrecht war an die Entrichtung der Kultussteuer gebunden. Neben den Schwerpunkten jüdische Wissenschaft, Lehre, Kultus, Gottesdienst und Wohltätigkeit beschäftigte sich eine eigene Sektion der IKG mit der Bekämpfung des Antisemitismus. Dieser Antisemitismus wurde durch Jörg Lanz von Liebenfels personifiziert. Von Liebenfels gilt als Vordenker Adolf Hitlers; dieser übte einen wesentlichen Einfluss auf die Weltanschauung bedeutender Nationalsozialisten aus. Ab 1905 publizierte er die Zeitschrift „Ostara“, in der arische und antisemitische Rassentheorien verbreitet wurden. Karl Lueger, Führerpersönlichkeit des Kleinbürgertums, machte sich die demagogische Brauchbarkeit des Antisemitismus zu Nutze. 1897 wurde er zum Bürgermeister von Wien ernannt und bekleidete das Amt bis zu seinem Tode 1910.

Die durch den **Ersten Weltkrieg** hervorgerufenen Flüchtlingsströme konnten nur schrittweise integriert werden. Alleine in Wien zählte man unter 38.000 Flüchtlingen 34.000 Juden.<sup>4</sup> Die politische Lage hatte sich mittlerweile weiter verschärft: Christlichsoziale und Deutschnationale bekannten sich öffentlich zum Antisemitismus. In der Zwischenkriegszeit setzte sowohl

1 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 36

2 Ebendort, S. 30

3 Max Grunwald, „Die Wiener Juden 1826–1926“, S. 145f

4 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 33

**Sind Sie blond? Sind Sie ein Mann?**

Dann lesen Sie die „Ostara“, Bücherei der Blonden und Mannesrechtler!

---

Nr. 65

**Rasse und Krankheit, ein Abriss der allgemeinen und theoretischen Rassenpathologie**

von J. Langhans

Inhalt: Das Wesen von Leben, Krankheit u. Tod, Rasse als „Disposition“, der organische, edische und einheitliche Ursprung aller Elemente, das Od als Chemiker, Alchimist u. Transmutator d. Elementes, das Leben d. Metalle u. Kristalle, Gift u. Bakterien sind Tod- u. Lebensbringer, Krankheit u. Tod sind d. Hinabstieg zur niedrigeren Lebensstufe, artbildende u. rasenangleichende Krankheiten, d. Vorkommen d. Kretinismus u. Smergruchtes in geologisch ältesten Gebieten, Kiefernrupe, Rach-Scrophilis u. Erb-Scrophilis gleichen körperlich u. geistig an die primitiven Rassen an u. bewirken Behimnerweichung u. Rückenmarksdarr, erb-scrophilitische Physionomien, die rasenangleichende Wirkung der Rhachitis, Dalsens'schen u. Addison'schen Krankheit, der Gelbsucht u. d. Kruggebilde, Rüben- u. Kartoffel-Geschlechter, Fischschuppen- u. Hoarnmenschen, Dämon u. Gott „Kaffe“.

Abbildungen: Typen von Kretinen, Krupkranken u. Erb-scrophilitikern.

Verlag der „Ostara“, Koblenz, 1913  
Auslieferung für den Buchhandel durch  
Friedrich Schalk in Wien

Preis: 35 Pf. — 40 D.

Abb.01 Auszug der Zeitschrift Ostara



Abb.02 Die Verwüstung der Synagoge in der Seitenstettengasse 1938



die christlichsoziale als auch die deutschnationale Partei ihre antisemitische Tradition fort. Die Sozialdemokratie stemmte sich als einzige Partei gegen die Verhetzung und verurteilte weiterhin jegliche Art von Rassendiskriminierung. Die Juden waren im Österreich der **Zwischenkriegszeit** trotz der systematischen Diskriminierung staatstragender Parteien als religiöse Minderheit verfassungsrechtlich anerkannt. Weder die Weltwirtschaftskrise 1929 noch der Österreichische Bürgerkrieg im Februar 1934 konnten an der politisch-rechtlichen Situation der Juden etwas ändern, obwohl die Nationalsozialisten sukzessiv Einfluss gewannen. Durch das Verbot der sozialdemokratischen Partei 1934 verlor die jüdische Gemeinde ihren einzigen Verbündeten im Kampf gegen die Nationalsozialisten.

Verhaftungen, öffentliche Erniedrigungen, Beschlagnahmungen von Wohnungen, Geschäften und Betrieben, und Umsiedlungen standen nach dem Einmarsch 1938 an der Tagesordnung und kulminierten in der **Reichskristallnacht** vom 9. auf den 10. November 1938. In dieser Nacht wurden 49 Bethäuser zerstört beziehungsweise geschändet. Der Tempel in der Seitenstenggasse wurde schwer verwüstet, jedoch letztendlich nicht vollkommen zerstört, da die Synagoge mit den angrenzenden Gebäuden einen Baukörper bildete. Der Antisemitismus bekam unter Hitler eine Dynamik, die ursprünglich von den bürgerlichen Parteien nicht beabsichtigt war.

## 1.1. DIE FORMALE INTERPRETATION JÜDISCHER RITEN IM SYNAGOGENBAU

Die Wiener Juden waren schon in der Zeit des Vormärz (Zeitspanne Wiener Kongress 1815 bis Märzrevolution 1848/49) durch den **Gegensatz von assimilatorischer Reform und Orthodoxie** gekennzeichnet. Der Zustrom der Orthodoxen setzte sich aus den östlichen Kronländern zusammen, dem gegenüber stand die schrittweise Assimilation von Söhnen und Enkelkindern ortsansässiger Juden. Die aus dem Osten kommenden Juden waren bestrebt sich in der Residenzstadt wirtschaftlich durchzusetzen. Trotzdem ist es verständlich, dass sich die neuen Zuwanderer nicht dem reformierten Ritus anpassen wollten, sondern in den vertrauten Bethäusern ihrer Kindheit Andacht suchten. Als Konsequenz der gesellschaftlichen Verhältnisse wurde im Jahre 1836 der traditionelle Rabbiner Eleazar Horowitz nach Wien bestellt. Er sollte die traditionsbewussten Juden betreuen und gründete die „Polnische Schule“.

Nach den Plänen **Ludwig von Försters** wurde in der Wällischgasse (heute Tempelgasse) eine Zentralsynagoge mit einem Fassungsvermögen von 2.240 Sitz- und 1.500 Stehplätzen errichtet.<sup>5</sup> Der Prediger Adolf Jellinek eröffnete die, nach den Plänen Ludwig von Försters errichtete, Synagoge 1858. Nach der Auseinandersetzung mit orientalischen, talmudischen und philosophischen Studien wurde er ab 1856 Prediger in Wien, wo er als Präsident des Beth ha-Midrash, einer Lehranstalt für talmudische Wissenschaft, wirkte. Der Baukörper – beruhend auf einem symmetrischen Grundriss, der sich aus dem Klassizismus heraus entwickelt hatte – sollte die Selbstsicherheit der jüdischen Bevölkerung und deren eigenständige kulturelle Vergangenheit betonen.

Die Verwendung dekorativer Stilelemente aus der maurischen, arabischen und ägyptischen Baukultur hielten in der Architektur Einzug und sind unter den Begriffen „historisierender

5 Pierre Genée, „Synagogen in Österreich“, S. 56

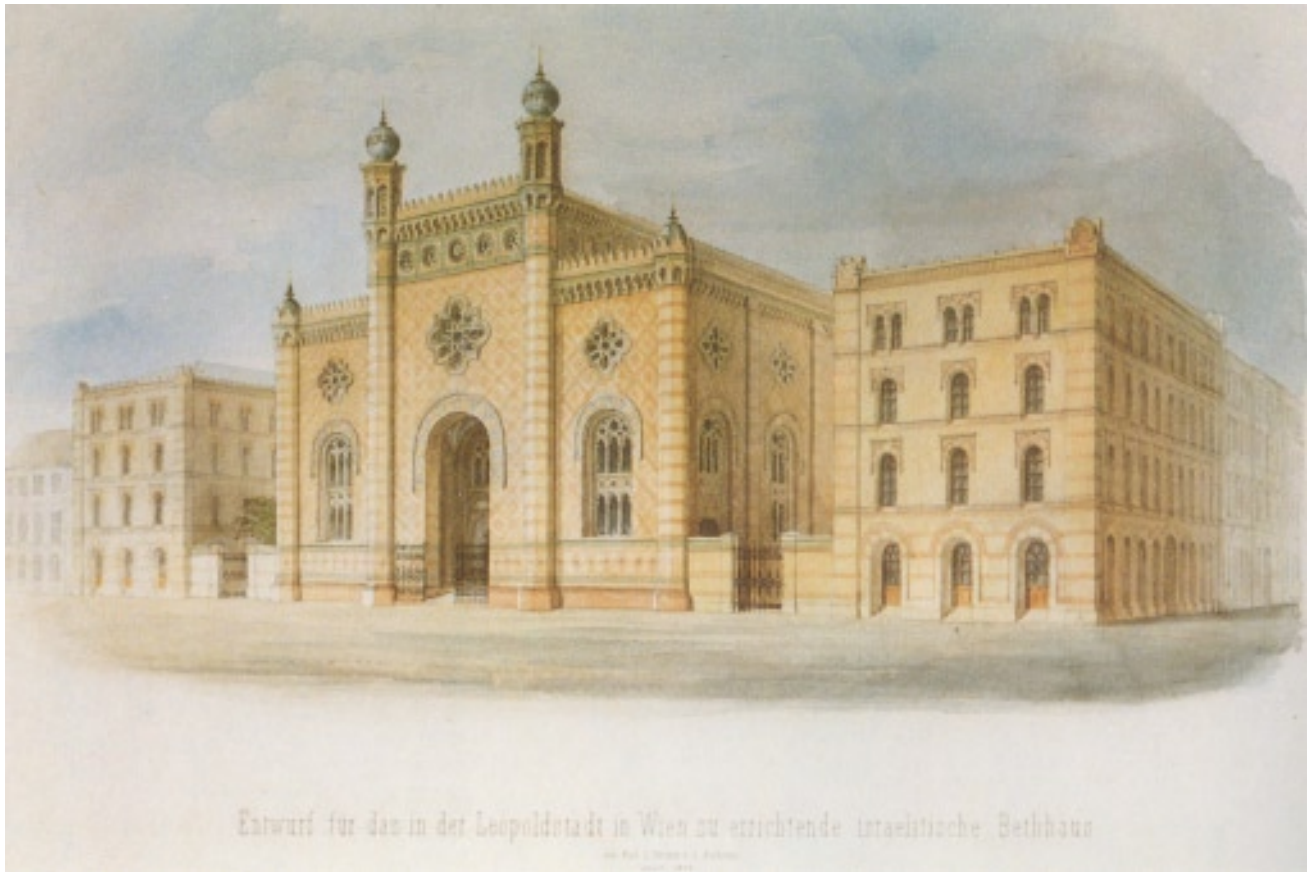


Abb.03 Entwurf des Leopoldstädter Tempels,  
Aquarell von Ludwig von Förster

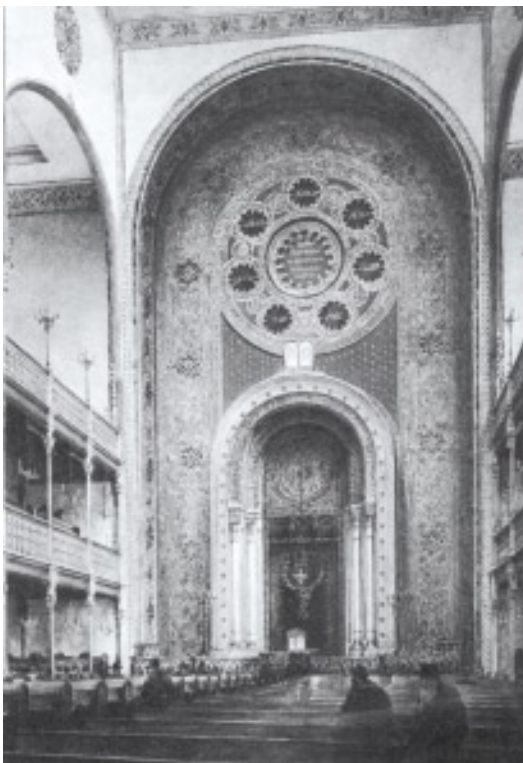


Abb.04 Innenansicht des Leopoldstädter Tempels,  
Aquarell von Richard Moser

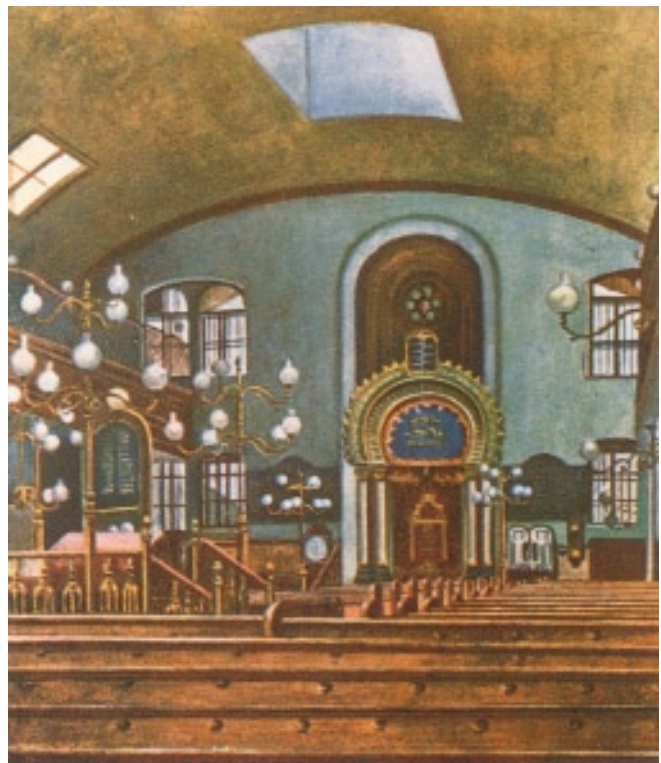


Abb.05 Innenansicht der „Schiffschul“

Klassizismus“ beziehungsweise „romantischer Historismus“ zusammengefasst. In der Raumaufteilung der neuerrichteten Synagoge manifestierte sich bereits die modernisierte Liturgie.

Der reformierte Ritus, welcher auch von Jellinek propagiert wurde, fand bei den aus Oberungarn und Galizien kommenden Juden wenig Sympathie. Diese angespannte Situation wollte der k.u.k. Hofgeldwechsler Ignaz Deutsch für sich nutzen, um gemeinsam mit orthodoxen Rabbinern eine orthodoxe Zentralsynagoge zu errichten. Der Versuch einer Abspaltung scheiterte, jedoch blieben die Differenzen zwischen Reformern und Orthodoxen weiterhin bestehen.

Als Zentrum der orthodoxen Juden wurde 1864 die Synagoge in der Großen Schiffgasse, genannt „**Schiffschule**“, mit einem Fassungsvermögen von 500 Männer- und 250 Frauensitzen gebaut.<sup>6</sup> Das liturgische Konzept beruhte auf den traditionellen Vorstellungen mit dem erhöhten Vortragstisch für die Tora in der Raummitte. Der Toraschrein wurde durch Säulen und ornamentierte Bögen stark hervorgehoben und spiegelte somit die Anliegen der orthodoxen Gemeinde wieder. Als geistiges Oberhaupt fungierte zunächst I. L. Freistadt, welcher später vom Rabbiner Salomon Spitzer abgelöst wurde. Dieser protestierte Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre mit 300 anderen Mitgliedern gegen eine neuerliche Reformation des Mannheimer Ritus. Dieser Ritus beruht auf einem Programm des dänischen Juden Isaak Mannheimer, welches eine Harmonisierung des orthodoxen und liberalen Ritus bewerkstelligen soll. Neben den Gebeten für Zion sollte außerdem die Erwähnung der Opfer im Gottesdienst gestrichen werden, jedoch dafür Orgelbegleitung an Sabbaten und Feiertagen eingeführt werden. Im letzten Moment konnte durch eine Entschärfung der geforderten Punkte eine Abspaltung der Gemeinde verhindert werden.

Der „Kultuskrieg“ der jüdischen Gemeinde war sowohl an der Anordnung der liturgischen Einrichtungen als auch an der gewählten Bauform abzulesen. **Max Fleischer**, Schüler von Van der Nülls und Friedrich von Schmidt an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, wandte sich dem neugotischen Stil zu. Seine Synagogen in Wien (VI., VIII. und IX. Bezirk) folgten der Grundform einer dreischiffigen Basilika mit der Apsis an der Ostseite. Diese Umgestaltung des traditionellen Ritus umfasste die örtliche Zusammenlegung von Bima (Vorbeterpult) und Toraschrein, die Einführung der Orgelmusik und die Errichtung einer Kanzel für die Predigt. Max Fleischer schrieb über die räumlichen Anforderungen:

„Der jüdische Gottesdienst von heute besteht hauptsächlich in Gebet und Predigt und ist dadurch verwandt mit jenem der christlichen Völker, umsomehr, nachdem auch musikalische Begleitung zum wesentlichen Bestandteil geworden ist. Es ist sonach nicht zu leugnen, dass die Synagoge der Kirche ähnlich ist.“<sup>7</sup>

Im Stile der italienischen Renaissance wurden sowohl der Tempel in der Turnergasse in Wien XV. von **Carl König** als auch die Synagoge in der Hubergasse 8, Wien XVI. von **Ludwig Tischler** entworfen. **Jakob Gartner** bediente sich mit seinem Entwurf für den Tempel in der Humboldt-gasse, Wien X. neuromanischer Stilelemente.

6 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 61

7 Ebendort, S. 64



Abb.06 Innenansicht Rumbach Synagoge (Prag)  
Otto Wagner 1869-1872



Abb.07 Innenansicht Zirkusgasse,  
Aquarell von Friedrich Reinhold



Abb.08 Innenansicht der „Polnische Schul“

Diesen Stilrichtungen stand die Verwendung orientalischer Formen als Ausdruck einer eigenständigen Synagogenarchitektur gegenüber. Dieser Wunsch wurde durch die Vorstellung emanzipierter Juden genährt, die dem jüdischen Kultbau einen eigenständigen, unverwechselbaren Charakter geben wollten. Ein weiterer Grund mag in der Erinnerung an „bessere Zeiten“ bestanden haben. Vor allem aber die Abgrenzung zu Profanbauten und der christlichen Kirche hatte oberste Priorität.

Die Reaktion auf diesen Typus der Tempelarchitektur war konträr. Die toleranten, aufgeschlossenen Geister standen im Gegensatz zu der abweisenden Bevölkerung, die diese Bauweise als fremdartig diffamierte. Die türkisch-jüdische Gemeinde in Wien verwirklichte mit dem Bau der Synagoge in der Zirkusgasse, Wien II. ihre Vorstellungen eines Gotteshauses. Nach den Plänen **Hugo von Wiedenfelds** wurde der Neubau nach den Motiven der Alhambra im maurischen Stil in den Jahren 1885–1887 errichtet. Die prachtvolle, in Stein und Gold gehaltene Außenfassade ist symbolhaft für die Sonderstellung der türkischen Gemeinde zu deuten. Man gelangte über einen Vorraum in einen achteckigen Betsaal, über dem sich die 12m hohe, achteckige Kuppel spannte. Das Sanctuarium befand sich gegenüber dem Eingang.

Eine Anordnung nach polnisch-jüdischem Ritus findet man bei der „polnischen Schule“ in der Leopoldgasse, Wien II, errichtet nach den Plänen **Wilhelm Stiassnys**. In der Mitte des dreischiffig angelegten Hauptraumes befand sich der Almemor, um welchen sich 420 ebenerdige Möbelsitze gruppierten. Die Bundeslade befand sich, den traditionellen Riten entsprechend, in einem gemauerten Ausbau an der östlichen Apsiswand. Pierre Genée beschreibt die Fassadengestaltung folgendermaßen: „Die üppige Fassadengestaltung, die die einzelnen, sehr sorgfältig gearbeiteten Details zu einer impressionistischen Komposition zusammenfließen ließ, war beispielgebend für den Späthistorismus.“<sup>8</sup> Wilhelm Stiassny, österreichischer Architekt jüdischer Abstammung, errichtete neben der orthodoxen Synagoge in der Leopoldgasse zahlreiche Betstätten im In- und Ausland. Er beschrieb seine Passion für die orientalistische Formensprache im Zuge der Einweihung mit den Worten:

„Die Formen dieses Baues und seine Farben, die sollen uns an längst vergangene Jahrhunderte gemahnen, an eine Zeit, in welcher unsere Glaubensgenossen als freie Bürger inmitten ihrer nichtjüdischen Bürger in Eintracht und Frieden mit denselben gelebt (...), an eine Zeit, in welcher es den Juden vergönnt war, als gleichberechtigte Streiter in den edlen Wettkampf auf den Feldern der Kunst und Wissenschaft hervorragende Plätze einnehmen zu können (...), und jetzt? (...) Mit Erinnerungen an vergangene Zeiten lebt aber die freudige Hoffnung auf schönere Tage, die uns die Zukunft schenken möge, in uns.“<sup>9</sup>

Der orientalisierende Stil wich mit Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge des anschwellenden Antisemitismus den abendländischen Stilformen. Vor allem verwendete man Jugendstil, Monumentalstil und Neoklassizismus im Tempelbau. Mit dem Einbruch des I. Weltkrieges trat eine völlige Stagnation im Synagogenneubau ein. Die folgenden zwei Jahrzehnte waren, abgesehen von wenigen Neubauten, von einer ungewissen wirtschaftlichen Situation gekennzeichnet, so musste man sich auf die Erhaltung bestehender Betstätten beschränken.

8 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 92

9 Ebendort, S. 92



Abb.09 Brautpaar, Synagoge Wien Hietzing, 1934



Abb.10 Hochzeit des Brautpaares  
Synagoge Wien Hietzing, 1934



Abb.11 Hochzeit des Brautpaares, Synagoge Wien Hietzing, 1934

## 1.2. DER TEMPELVEREIN HIETZING UND DIE IKG

Im Jahre 1867 erhielt die **Israelische Kultusgemeinde Wien (IKG)** ihre Statuten, wobei es sich um eine autonom verwaltete Körperschaft mit einem 20-köpfigen Vorstand handelte. Durch die Einführung des Zensuswahlrechtes war die Gemeinde bereits mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirtschaftlich strukturiert; die wohlhabendsten Vertreter standen in der Hierarchie ganz oben. Mit der Erlassung des neuen Israelitengesetzes am 31. März 1890 wurde den bestehenden Kultusgemeinden die Verwaltung eines örtlich begrenzten Gebietes auferlegt. Weiters wurden im Zuge der **Eingemeindung der Vorstadt-Gemeinden** mit der Residenzstadt zu „Groß-Wien“ die bereits autonom bestehenden jüdischen Kultusgemeinden Sechshaus (XII.–XV. Bezirk), Ottakring (XVI. und XVII. Bezirk) und Währing (XVIII. und XIX. Bezirk) der Israelischen Kultusgemeinde Wien im Jahre 1890 unterstellt. Ebenso erging es der türkischen Gemeinde 1896, sowie der jüdischen Gemeinde in Wien Floridsdorf 1907.<sup>10</sup> Dadurch wurden alle Institutionen einschließlich der Synagogen, Schulen und Wohltätigkeitsorganisationen der Israelischen Kultusgemeinde Wien administrativ unterstellt.

Durch den starken Anstieg der jüdischen Bevölkerung in der Zwischenkriegszeit musste diese der Entstehung privater Betgemeinschaften zusehen. Neben den sechs Gemeindesynagogen im Jahre 1907 existierten 50 Vereinsbethäuser mit einem Fassungsvermögen von 19.000 Sitzplätzen.<sup>11</sup> Der IKG oblag die Subvention der verwaltenden Tempelvereine; sei es über Darlehen oder geförderten Widmungen.

Hietzing war, zusammen mit Meidlung und Rudolfsheim, dem Zuständigkeitsbereich der Sechshäuser Kultusgemeinde zugeordnet und umfasste mit 3.244 Personen im Jahre 1910 eine große jüdische Bevölkerung. Der **Tempelverein „Wien-Hietzing“** geht zumindest bis auf das Jahr 1904 zurück; seit damals existierte ein ständiges Bethaus in der Penzingerstraße 132, welches vom Tempelverein unterhalten wurde.<sup>12</sup> Dieses fasste 130 Sitze, davon 40 für Frauen. Wie einem Bericht des Tempelvereins zu entnehmen ist, handelte es sich um einen bescheidenen Betsaal, der die Form eines rechten Winkels hatte und ursprünglich für ein Kaffeehaus gedacht war. Neben der räumlichen Not gab es weitere Einschränkungen: nur die erste Reihe der Frauen konnte zum Vorbeter sehen, der Mittelgang zwischen den Sitzen betrug lediglich 90cm. Weiters stand der Vorbetertisch zwischen Toraschrein und östlichem Fenster und nur 50cm von der ersten Bankreihe entfernt. Lediglich fünf Personen konnten sich um den Tisch versammeln. Bevor die Synagoge von Arthur Grünberger fertiggestellt wurde, durfte die jüdische Gemeinde außerdem die Gottesdienste in einem Saal des Gasthauses „Weißer Engel“ am Hietzinger Platz abgehalten haben.<sup>13</sup> Auf Grund der akuten Platznot entschied man sich im Jahr 1912 einen Wettbewerb zur Errichtung eines neuen Tempels abzuhalten, welcher durch den Ausbruch des I. Weltkrieges nicht verwirklicht wurde.

Der Bau der Synagoge des Tempelvereins Hietzing wurde über private Spenden finanziert. Die Berufe, der in Hietzing ansässigen Juden, lässt auf eine vermögende Bevölkerung schließen:

10 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 36

11 Ebendort, S. 39

12 Die Gemeinde, Ausgabe: März 1994, S. 32

13 Otto Fleming, „Juden in Hietzing“, [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Fleming\\_Dr\\_Otto](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Fleming_Dr_Otto)

# TEMPELVEREIN DES XIII. BEZIRKES DER STADT WIEN

OSTSPARKASSA SCHECK-KONTO  
NR. A 82.840

WIEN, XIII. am 10. Mai 1938.  
EITELBERGERGASSE 22

## Aufstellung.

Gehalt für den Monat April 1938:

für den Oberkantor Samuel Linhorn, XIII., Jenullgasse 1	500 RM --											
" " Kantor Franz Stern, III., Rembrandtstrasse 19	200. " 61											
" " Tempeldiener Moses Freminger, XIV., Johnstrasse 24	83 " 31											
" " Tempelhilfen Emil Freminger, XIV., Johnstrasse 24	53 " 31											
" die Batlonin (arme Leute, deren Anwesenheit die Abhaltung des Gottesdienstes bewirkt) und zwar:												
<table border="0" style="width: 100%;"> <tr> <td style="width: 80%;">Pinkas Leuchter, XIV., Rauchfangkehrergasse 38</td> <td rowspan="5" style="font-size: 3em; vertical-align: middle;">}</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Israel Klster, XIV., Braunhirschgasse 52</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Robert Tennenbaum, XIV., Seckshauserstrasse 59</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Benno Baruch, XIV., Diefenbachgasse 49</td> <td></td> </tr> <tr> <td>Benjamin Schmidreher, XII., Hofbauergasse 1, zusammen</td> <td style="text-align: right;">96 " 61</td> </tr> </table>	Pinkas Leuchter, XIV., Rauchfangkehrergasse 38	}		Israel Klster, XIV., Braunhirschgasse 52		Robert Tennenbaum, XIV., Seckshauserstrasse 59		Benno Baruch, XIV., Diefenbachgasse 49		Benjamin Schmidreher, XII., Hofbauergasse 1, zusammen	96 " 61	
Pinkas Leuchter, XIV., Rauchfangkehrergasse 38	}											
Israel Klster, XIV., Braunhirschgasse 52												
Robert Tennenbaum, XIV., Seckshauserstrasse 59												
Benno Baruch, XIV., Diefenbachgasse 49												
Benjamin Schmidreher, XII., Hofbauergasse 1, zusammen		96 " 61										
für den Portier Josef Stuhlhofer, XIII., Neue Weltgasse 7	86 " 67											
die Bedienungsin Frau Krsepk, XIII., Penzingerstrasse 132	<u>10 " --</u>											
	836 RM 67											
für den Monat Mai 1938	<u>836 " 67</u>											
zusammen	1673 RM 34											
<div style="display: flex; justify-content: space-around; align-items: center;"> <div style="text-align: center;"> <p><i>MM 1.700.-</i></p> <hr style="width: 100px; border: 1px solid black;"/> <p><i>836.67</i></p> <p><i>215.92</i></p> <hr style="width: 100px; border: 1px solid black;"/> <p><i>1051.79</i></p> </div> <div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; padding: 10px; text-align: center;"> <p>836 " 67</p> </div> </div>												
Ferner für nachstehende Rechnungen:												
An Wiener Magistrat, Abt. 12 (Zahlungsauftrag f. Wassergeb.	4 RM 40 ✓											
Gemeinde Wien-Städt. El. Werke	5 " 31 ✓											
Gemeinde Wien-Städt. Gaswerke, Geschäftsstelle Haidling	87 " 58 ✓											
o 131.34 =	19 " 66 ✓											
Arbeiterkronenkassa	6 " 32 ✓											
Gemeinde Wien-Städt. El. Werke	5 " 25 ✓											
Bezirkshauptmannschaft Hietzing, Bodenwertabgabe	86 " 60 ✓											
Gemeinde Wien-Städt. El. Werke o 139.69 =	<u>215 " 16</u>											
Beläge anbei.	<u>1888 RM 46</u>											

Abb.12 Lohnaufstellung TV Hietzing April 1938



Militärlieferant zur Stahlindustrie, Architekt, Anwalt, Direktorin des Sanatoriums Hacking, Vorstandsmitglied des österreichischen Rundfunks, Arzt, Schneider, Einzelhändler, Prokurist, Besitzer einer Apotheke, um nur einige zu nennen.<sup>14</sup>

Als Oberkantor wirkte Samuel Einhorn bis zum Jahre 1938 und als Kantor Franz Stern, was die Lohnaufstellung des Tempelvereins Hietzing aus dem Jahre 1938 belegt. Als Rabbiner fungierte Moses Lewin; er war der einzige Rabbiner der Synagoge.<sup>15</sup>

**Eindrücke und Erinnerungen** aus dieser Zeit wurden von Robert Streibel und der Volkshochschule Hietzing im Zuge des Projektes „Juden in Hietzing“ zusammengetragen. Otto Fleming berichtet über den Tempel wie folgt:

„Ursprünglich gab es in Hietzing keinen Tempel und mein Vater ging in den Tempel in der Turnergasse oder Schmalzhofgasse, wo ich auch meine Barmitzwah feierte. Die Hietzinger Juden mieteten für die hohen Feiertage einen Saal im Gasthof „Weisser Engel“ am Hietzinger Platz, um dort ihren Gottesdienst abzuhalten. Allmählich und mit großen Schwierigkeiten, konnten sie genug Geld sammeln, um den Bau des Tempels in der Eitelbergergasse zu beginnen. Er wurde 1929 eingeweiht. Der Gottesdienst im neuen Tempel war sehr schön; bei den hohen Feiertagen hatten wir einen Männerchor, der, so viel ich weiß, aus Studenten der Musikakademie bestand. Damals trugen viele Herren, auch mein Vater, einen Zylinder zu den hohen Feiertagen.“<sup>16</sup>

Fleming begann mit dem Medizinstudium 1933, konnte es jedoch aufgrund des Anschlusses an Hitlerdeutschland im Jahre 1938 nicht zu Ende bringen. Noch im selben Jahr verließ er Österreich in Richtung Palästina. Valerie Klimt wurde 1924 in Wien geboren und lebte bis zu ihrer Emigration 1939 in der Hadikgasse, Wien XIV. Sie erinnert sich vor allem an die Fenster der Synagoge:

„Es wäre noch zu bemerken, dass meine Familie den Hietzinger Tempel regelmäßig besuchte, der prachtvolle „stained glass windows“ hatte und wo Kantor Einhorn sehr schöne Gottesdienste hielt. Auch dieser Tempel wurde in der Kristallnacht niedergebrannt.“<sup>17</sup>

Henry Tamar konnte durch die jüdische Organisation „Brith Shalom“ mit Sitz in den USA das Land verlassen. Brith Shalom hatte eine Rettungsaktion für 50 Jugendliche im Alter von fünf bis vierzehn Jahren unternommen. Dr. Tamar und seine Schwester waren unter den Auserwählten. Er beschreibt seine Erinnerungen an die Synagoge:

„Nachdem mein Vater sich der jüdischen Kultusgemeinde anschliessen musste, hat er mich und meine kleine Schwester an einem Festtag in eine Synagoge gebracht, wo ich mit einem „Dreindel?“ gespielt habe. Das hat mir nicht viel Freude gemacht. Ein erwachsenes Paar ist hinein gekommen und hat gefragt, warum wir so spielen und in der Synagoge sind. Niemand hat diese Fragen beantwortet, da unsere Eltern uns eingeschärft haben, nichts zu

14 [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/stories/storyReader\\$112](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/stories/storyReader$112)

15 Ernest R. Weiss, „Juden in Hietzing“, [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Weis\\_Ernest\\_R](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Weis_Ernest_R)

16 Otto Fleming, „Juden in Hietzing“, [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Fleming\\_Dr\\_Otto](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Fleming_Dr_Otto)

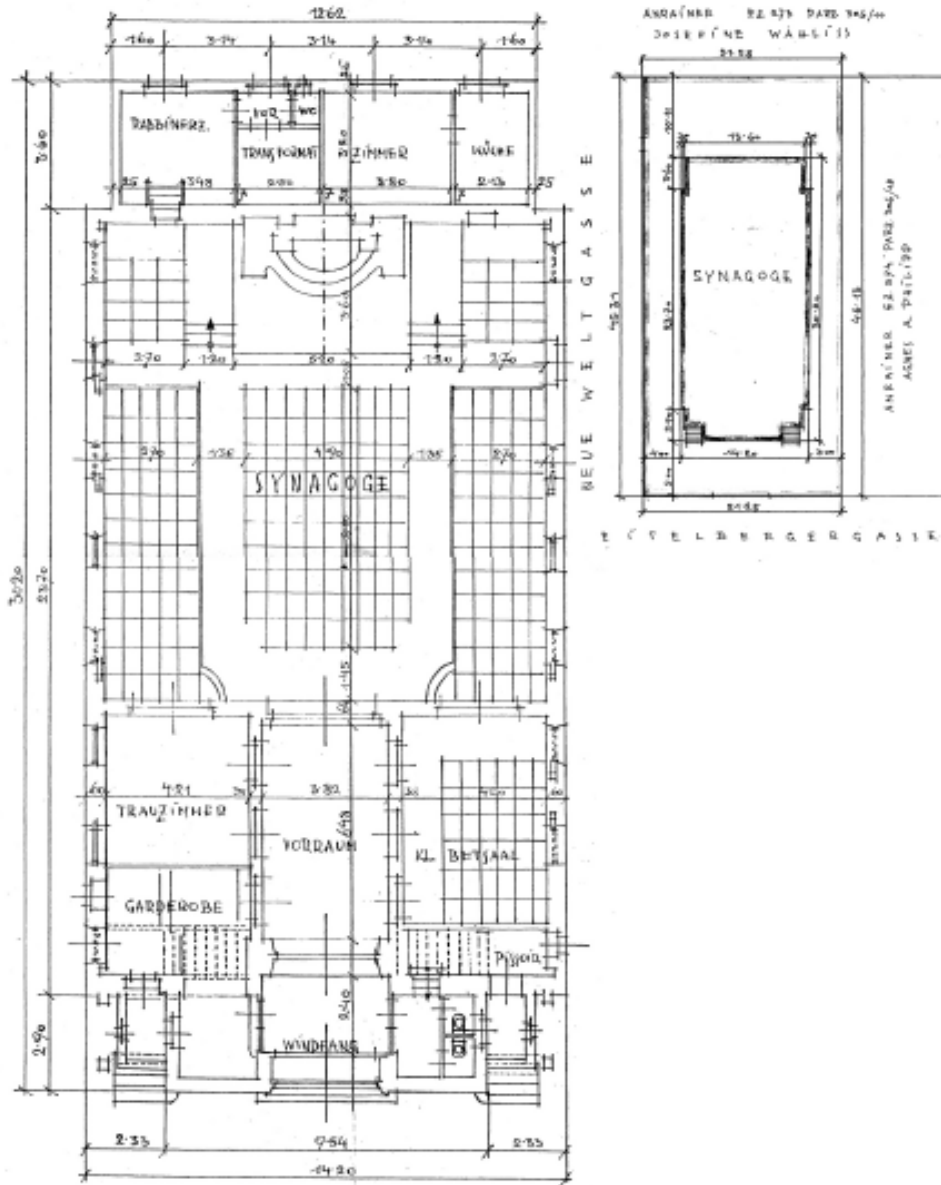
17 Valerie Klimt, „Juden in Hietzing“, [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Klimt\\_Valerie](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Klimt_Valerie)

# DEMOLIÉRUNGSPLAN DER SYNAGOGUE WIEN, XIII, EITELBERGERG. ON.22 EZ.376

PARTERRE.

MAßSTAB 1:100

SITUATION 1:360



WIEN, IM FEBRUAR 1939

AUSFÜHRENDE FIRMA.



*Künig*

Baunternehmer  
Eduard Brandstetter  
Mühlfeldgasse 10  
Wien, 15., Hagen 3  
Hut-Arbeits

Abb.13 Demolierungsplan 1939

sagen, dass sie in Schwierigkeiten (das heisst, eventuell in ein Konzentrationslager) bringen könnte. Die Synagoge war wahrscheinlich die in der Eitelbergergasse.“<sup>18</sup>

Die Eskalation antisemitischer Gewalt begann 1938. Tagtäglich suchten Juden Unterschlupf und Zuflucht bei Freunden und Bekannten. Neben Kantor Franz Stern, welcher sich nach Ungarn absetzen konnte, versuchte ein Großteil der jüdischen Bevölkerung spätestens nach der Reichskristallnacht die Flucht ins Ausland anzutreten. Nach der Feuerbrunst des Novemberpogroms wurde der Tempelverein am 31. März 1939 für gelöscht erklärt. Die letzten materiellen Erinnerungen des Tempelvereins Wien Hietzing wurden durch das Abbruchunternehmen Gauf Ende 1939 abgetragen.

## 2. DAS GRUNDSTÜCK EITELBERGERG. 22, 1130 WIEN

Dem Bau der Eigentumswohnungen auf dem Grundstück Eitelbergergasse 22 in den späten 1960er-Jahren geht eine lange Geschichte voraus.

Julius Frankl schien zu dem Zeitpunkt des 23. Dezember 1891 als Eigentümer auf. 15 Jahre später, am 24. April 1906, verkaufte Frankl das Grundstück um 74.761,92 Kronen an die neuen Eigentümer Alexander und Ella Zirner. Mit dem Kaufvertrag vom 29. Jänner 1924 ging das Eigentumsrecht von Herrn und Frau Zirner an den Tempelverein des XIII. Bezirks über. Der Kaufpreis des Grundstücks belief sich auf 700.000.000,- Kronen.

Durch den Teilungsplan vom 12. Juni 1928 wurde die Teilung der Parzelle 306/9 in die Parzelle 306/18 ersichtlich gemacht. Für die neue Parzelle 306/18 Wiese wurde die Einlagezahl 574 im selbigen Grundbuch eröffnet. Aufgrund des Anmeldebogens 4/1931 wurde die Teilung des Grundstückes 306/9 und 306/20, sowie die Änderung der Rücktrittsgenehmigung Wiese in Garten bei Grundstück 306/9 am 22. Oktober 1932 ersichtlich gemacht.

Nach der Fertigstellung der Synagoge war es bis 1938 ruhig – dann überschlugen sich die Ereignisse:

Am 18. April 1938 wurden bei einer Hausdurchsuchung in den Räumen der Firma Münster & Co und der Firma Bruno Weiss Sparbücher des Tempelvereins und Bargeld beschlagnahmt. Beim beschlagnahmten Vermögen handelt es sich um ein Einlagebuch der Zentralsparkasse Wien über ATS 4.600,-, ein Postscheckbuch über ATS 358,84 und einen Barbetrag von ATS 437,87. Auf das angesparte Geld konnte nicht mehr zurückgegriffen werden, Gehälter und andere Verbindlichkeiten blieben ebenfalls aus. Weder die Intervention des Kantors Franz Stern beim königlich-ungarischen Generalkonsulat um die Auszahlung seines Gehalts, noch die Aufforderung zur Rückerstattung der Sparbücher waren erfolgreich.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 wurde die Synagoge zerstört. Wenige Tage später, am 29. November 1938, wurde das beschlagnahmte Bargeld an den „Stillhaltekom-

<sup>18</sup> Henry Tamar, „Juden in Hietzing“, [http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Tamar\\_Dr\\_Henry](http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/Tamar_Dr_Henry)

1658/50

59 RK 89/48

13

*K. Schenk*  
E n d e r k e n n t n i s . *g<sup>n</sup>* 5 E 139/50

Die Rückstellungskommission beim Landesgericht für ZRS. Wien hat in der Rückstellungssache Israelitische Kultusgemeinde Wien Wien I., Schottenring Nr.25, vertr. durch Dr.Karl Schenk, RA. Wien I., Schottenring Nr.25 wider die Antragsgegnerin Franziska G a u f, Bauunternehmergattin, Wien VI., Essterhazygasse 28/II/II/35 vetr. durch Dr. Engelbert F i e d l e r, RA. Wien I., Getreidemarkt 14 wegen Rückstellung entzogenen Vermögens zu Recht erkannt:

- 1.) Antragsgegnerin Franziska Gauf ist schuldig, der Antragstellerin Israelitische Kultusgemeinde Wien die Liegenschaft EZ.376 Grundbuch Kat.Gem.Unter St.Veit sofort zurückzustellen und in die Einverleibung des Eigentumsrechtes für die Antragstellerin bei sonstiger Exekution einzuwilligen.
- 2.) Die Antragstellerin Israelitische Kultusgemeinde in Wien ist schuldig, einen Betrage von S 876.15 an die Antragsgegnerin Franziska Gauf, binnen 14 Tagen bei sonstiger Exekution zu bezahlen.
- 3.) Die Antragsgegnerin ist schuldig, die mit S 504.89 bestimmten Kosten der Antragstellerin zu Handen RA. Dr. Schenk binnen 14 Tagen bei sonstiger Exekution zu bezahlen.

missar für Vereine, Organisationen und Verbände“ überwiesen. Anfang Dezember 1938 kamen etliche Abbruchunternehmen der Aufforderung, einen Kostenvoranschlag zur Demolierung der Synagoge vorzulegen nach. Unter ihnen das Demolierungsunternehmen Walter Gauf, welches mit einer Aufzahlung von RM 300,- die Ausschreibung für sich entscheiden konnte. Das von der Aufbaufond-Vermögensverwaltung GmbH verwaltete Grundstück von 969m<sup>2</sup> wurde mittels einer Verkehrswertfeststellung auf RM 12.600,- geschätzt und zum Kauf angeboten. Weder die Fahrschule „Hietzing“, welche die Errichtung einer Garage beabsichtigte und einen Preis von RM 10.000,- bot, noch Emma Finsterer mit einem Angebot über RM 12.200,- bekamen den Zuschlag zum Erwerb der Liegenschaft. Letztendlich kaufte Franziska Gauf, Frau des Demolierungsunternehmers Walter Gauf, das Grundstück. Der Kaufvertrag belief sich auf RM 10.800,- und wird am 13. Oktober 1939 notariell bestätigt.

Nach der Erstellung des Schlussberichtes des Tempelvereins Hietzing wurde er mit 30. März 1939 gelöscht. Der ehemalige Kantor Franz Stern wurde am 11. Mai 1939 vor die Stillhaltekommission zwecks Auskunft über den Tempelverein geladen; Franz Stern war jedoch bereits nach Ungarn ausgewandert. Ein weiterer Eintrag im Grundbuch Hietzing, datiert am 17. September 1940, dokumentiert die Löschung der Grundstücksnummer 306/20 in Folge der Vereinigung mit Grundstücksnummer 306/9.

**Vermögensbilanz**  
per 31. März 1939. 15. Jänner 1939

Tempelverein des XIII. Bezirkes  
der Stadt Wien, Wien XIII.

Vermögen:			
<b>I. Zahlungsmittel:</b>			
a) Kassenbestand			
b) Forderungseinlagen			
c) Rend- und Sparkasseneinlagen	RM 72,75		
d) <b>Stillhaltekommission</b>	RM 228,35	RM	301,10
<b>II. Wertpapiere:</b>			
a) Börsengänge			—,—
b) Sonstige			
<b>III. Forderungen:</b>			
a) Vorläufe (Gebalts- und Pensionsrücklagen)			
b) Deckung:			
geleistet			
unleistet			
c) Sonstige Forderungen			
d)			—,—
e)			
<b>IV. Anlagevermögen:</b>			
a) Grundstücke und Gebäude	RM 12.600,—		
b) Beteiligungen			
c) Hypothekendarlehen			
d) Sonstige und Kraftfahrzeuge		RM	12.600,—
e)			
<b>V. Sonstige Forderungen:</b>			
a) Kasse und Bürgschaften			
			RM 12.901,10
<b>Schulden:</b>			
<b>VI. Passschulden:</b>			
<b>VII. Verbindlichkeiten:</b>			
a) Lieferanten			
b) Darlehen			
c) Sonstige Schulden			
d)			—,—
e)			
<b>VIII. Hypothekenschulden:</b>			
<b>IX. Kasse und Bürgschaften:</b>			
			—,—

\* Nichterfülltes § 2a Einlagen

Bemerkungen und Erläuterungen zur Bilanz siehe Bilanznote!

Nach dem II. Weltkrieg eruierte die Israelische Kultusgemeinde das Vereinsvermögen. Laut § 924 der Landesgesetze vom 6. Jänner 1847, N054 BGB wurde eine Einleitung des Rückstellungsverfahrens mit 22. Juli 1948 angemerkt. Auf Grund der Erkenntnisse der Rückerstattungskommission beim Landesgericht vom 5. April 1950 – 59 RK 89/48-13 wurde die Liegenschaft zu Gunsten der Israelischen Kultusgemeinde Wien von Franziska Gauf rückerstattet.

Am 19. Dezember 1968 wurde die Liegenschaft EZ 376 des Grundbuches der Kat.Gem. Unter-St.Veit, bestehend aus dem Grundstück 306/9 Garten, von der IKG Wien verkauft. Käufer war Heinrich Fellner, der gemeinsam mit anderen Miteigentümern nach den Plänen der Cottage-Bauges.m.b.H. ein Bauwerk mit Eigentumswohnungen errichtete. Die Baubewilligung erfolgte am 24. Juni 1969, die Benützungsbewilligung am 17. April 1975. Der Kaufpreis belief sich auf ATS 156.768,-.

Abb.15 Vermögensbilanz

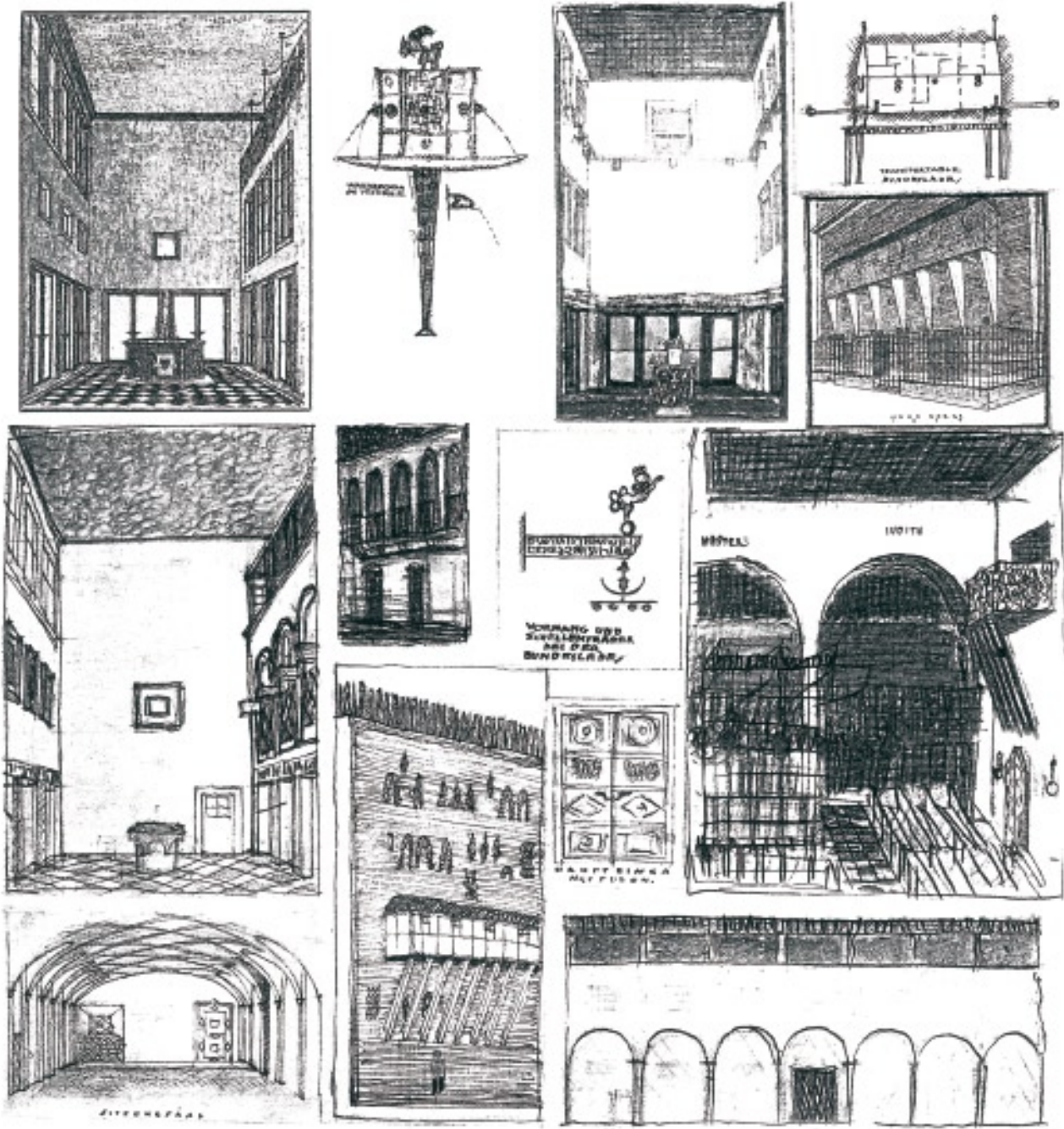


Abb.16 Hugo Gorge, Entwurfsskizzen

### 3. DIE WETTBEWERBE

Wettbewerbsentscheidungen kann man oft als aussagekräftige **Stimmungsbarometer für die kulturellen Befindlichkeiten** eines Milieus deuten. Diese Tatsache spiegelt sich besonders in den Juryentscheidungen der Zwischenkriegszeit wieder. In einem Zeitraum zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts und der Ausradierung der jüdischen Kultur durch die Nazis erlebte Wien ein Jahrhundert reger Bautätigkeit im Bereich jüdischer Kultbauten. Dieser Umstand bedingte die Auseinandersetzung mit dem Synagogenbaus als Thema der modernen Baukunst. Neben jüdischen Architekten befassten sich auch österreichische mit diesen Projektaufgaben: Otto Wagner mit seinem Entwurf zur Synagoge in Budapest, Josef Hoffmann mit seinem Wettbewerbsentwurf für den Tempel in Sillein/Böhmen oder Max Fleischer. Neben der Ausschreibung des Wettbewerbsverfahrens und der Auslobung der Jury war oftmals das Engagement einzelner Tempelvereine für die Wahl des Baustils entscheidend. Der Wettbewerb um die Synagoge in der Eitelbergergasse beweist die Thematisierung des Synagogenbaues am Anfang des 20. Jahrhunderts.

#### 3.1 DER ERSTE WETTBEWERB 1912

1912 wurde ein Wettbewerb zur Errichtung einer Synagoge in der Onno-Koppgasse (im heutigen XIV. Bezirk) ausgeschrieben.<sup>19</sup> Der Bauplatz war an beiden Seiten durch Gebäude flankiert und von der Straße aus von Westen her zu betreten. Als Jurymitglieder wurden die Architekten Julius Deininger, Max Fabiani, Ernst von Gotthilf, Oskar Strnad, Jakob Gartner, Ernst Lindner, Friedrich Schön, der Direktor der Privaterziehungsanstalt für den XIII. Bezirk S. Krenberger sowie der Hofjuwelier Max Zirner ausgewählt.

Bereits die **Juryzusammensetzung** lässt auf eine öffentliche Diskussion des Synagogenbaus schließen: Oberbaurat Julius Deininger, röm.-kath., Mitarbeiter im Atelier Friedrich Schmidt (Professor an der Akademie der bildenden Künste in Wien) und später Professor an der Staatsgewerbeschule in Wien; Max Fabiani, röm.-kath., Otto Wagner Schüler, freiberuflicher Architekt und nach Erlangung des Doktorats als erster Absolvent der Fachrichtung Hochbau, Professor für Ornamentik und Innendekoration der Technischen Hochschule; Oberbaurat Ernst von Gotthilf, jüdisch, Zivilarchitekt und Bürogemeinschaft mit Alexander Neumann, Emigration nach England 1939; Oskar Strnad, jüdisch, Architekt und Bühnenbildner, Professor an der Kunstgewerbeschule Wien; Jakob Gartner, jüdisch, Architekt; Ernst Lindner, Architekt; Friedrich Schön, jüdisch, Architekt in Österreich und Ungarn.

Die Jury prämierte von 32 eingereichten Projekten die Arbeiten von Hugo Gorge, Rudolf Perco und Ernst A. Heise. Architekt Ernst Lichtblau, der ebenfalls am Wettbewerb teilnahm, wurde nicht ausgezeichnet.

---

<sup>19</sup> Ulrike Unterweger, „Die Synagoge in Wien Hietzing“, David - Heft Nr.70

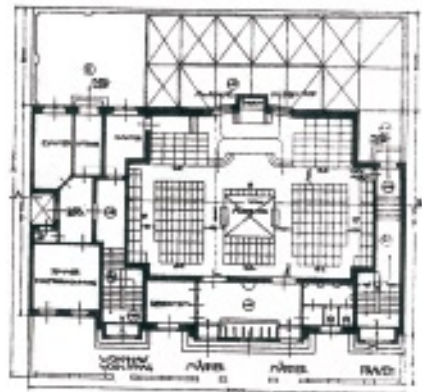
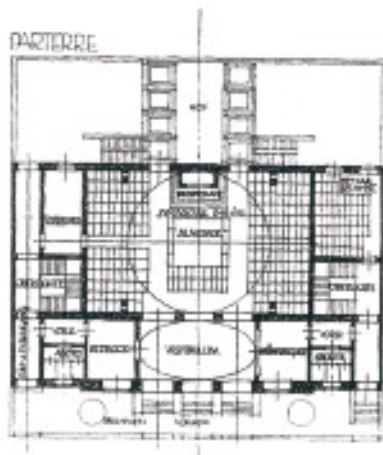
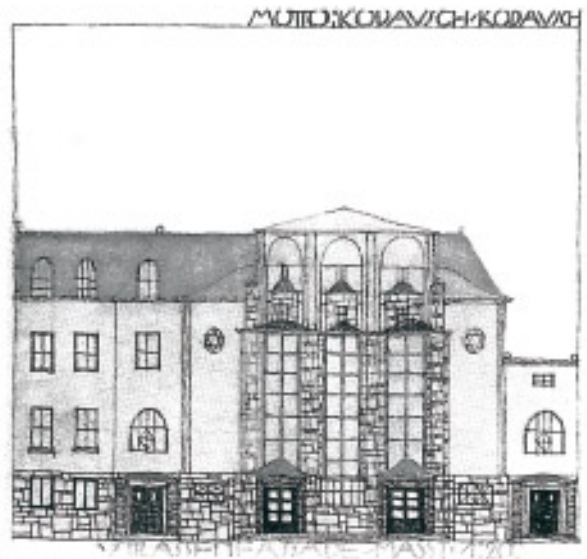
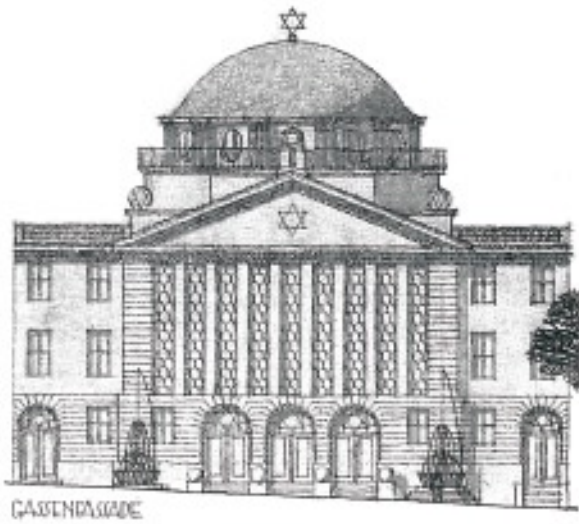


Abb.17 Gegenüberstellung der Entwürfe R. Perco und E. Lichtblau



**Gorges Siegerprojekt** wurde aufgrund des I. Weltkrieges nicht verwirklicht. Er beschrieb die Situation folgendermaßen:

„Manchen könnte vielleicht die Veröffentlichung eines derartigen Projektes unzeitgemäß erscheinen. Es mag hierfür die Erwägung ausschlaggebend sein, dass der Architekt vielleicht einmal vor der Aufgabe stehen wird, die Kirche der Zukunft als ein Erbauungshaus in rein geistigem Sinn für die verbrüdete Menschheit zu erbauen, in dem ebenfalls die öffentliche Belehrung des Volkes den allumfassenden Grundgedanken bildet. Dazu gehört aber eine gemeinsame Ausdrucksform der Zeit, nach der wir heute noch suchen. Vielleicht wird dann die Synagoge (d. h. wörtlich das Versammlungshaus des Volkes) die Anregung dazu geben, gerade dadurch, dass sie sich ewig gleich geblieben ist im ewigen Wechsel der Zeiten.“<sup>20</sup>

Die beiden **Wettbewerbsvorschläge** von **Rudolf Perco** und **Ernst Lichtblau** wurden in der Fachzeitschrift „Der Architekt“ gegenübergestellt. Beide Entwürfe zeigen ein ähnliches Schema: die Erschließung der Männer erfolgt von der Straße über einen Vorraum, welcher wiederum in den Hauptraum der Synagoge führt. Die Frauen werden über seitlich situierte Eingänge in das Obergeschoß, in dem sich die Frauengalerie befindet, geleitet. Der Almemor befindet sich in der Mitte des Betraumes, der Thoraschrein mit der Bundeslade an der dem Eingang gegenüberliegenden Ostwand des Baues. Der unbebaute Hinterhof wird über zwei Türen, links und rechts vom Thoraschrein, erschlossen. Percos Entwurf ist streng symmetrisch aufgebaut und beinhaltet im Parterre den Hauptraum, einen kleinen Betraum mit 60 Sitzplätzen, einen Vorraum, eine Männergarderobe, das Bedeckzimmer, zwei Toiletten und das Rabbinerzimmer. An der Westseite des Obergeschosses sind der Sitzungssaal, die Orgelgalerie und zwei Kanzleiräume mit dem Raum für den Sekretär angeordnet. Die Frauengalerie ist zweigeteilt – in eine Nord- und Südgalerie mit zugehöriger Erschließung, Frauengarderobe und Toiletten.

Lichtblau verschiebt die Mittelachse des Hauptraumes, um auf der linken Seite Platz für einen Gemeinde- und Wohntrakt zu schaffen. Dem Hauptraum im Parterre ist der Vorraum mit zugehöriger Toilettenanlage sowie dem Bedeckzimmer zugeordnet. Dieser wird durch die Erschließung zur Frauengarderobe sowie der Erschließung des Gemeinde- und Wohnungstraktes flankiert. Im Obergeschoß ist über dem Hauptraum die u-förmige Frauengalerie angeordnet. Weiters befinden sich der Lernsaal mit zugehörigem Vorraum, zwei weitere Personalzimmer und eine Toilettenanlage im Parterre. Die Verschiebung der Hauptachse manifestiert sich bei Lichtblau in der Fassade des Wettbewerbsbeitrages. Es entsteht ein Ungleichgewicht, welches durch die Bauhöhe der einzelnen Flügel betont wird. Die umliegenden Häuser zur Zeit der Planung sind nicht bekannt, somit könnte es möglich sein, dass Lichtblau mit seinem Komplex auf die angrenzende Bebauung reagierte. Lichtblaus Fassadenentwurf erinnert stark an ein Wohnhaus. Lediglich die beiden Davidsterne kennzeichnen das Gebäude als „jüdisch“ und lassen auf die Funktion einer Synagoge schließen. Im Gegensatz dazu steht Percos Fassadenentwurf mit einer, an die Idee des Pantheon in Rom angelehnten, Kuppel. Der Dreiecksgiebel, der die Fassade nach oben hin abschließt, sowie die darunter liegenden neun lang gezogenen Fenster erinnern an einen Portikus. Dieser dient bei Perco jedoch lediglich der Gliederung.

---

<sup>20</sup> Hugo Gorge, „Ein Synagogenentwurf“, Der Architekt, S. 135

SYNAGOGE HIETZING

1 : 100

ERDGESCHOSZ

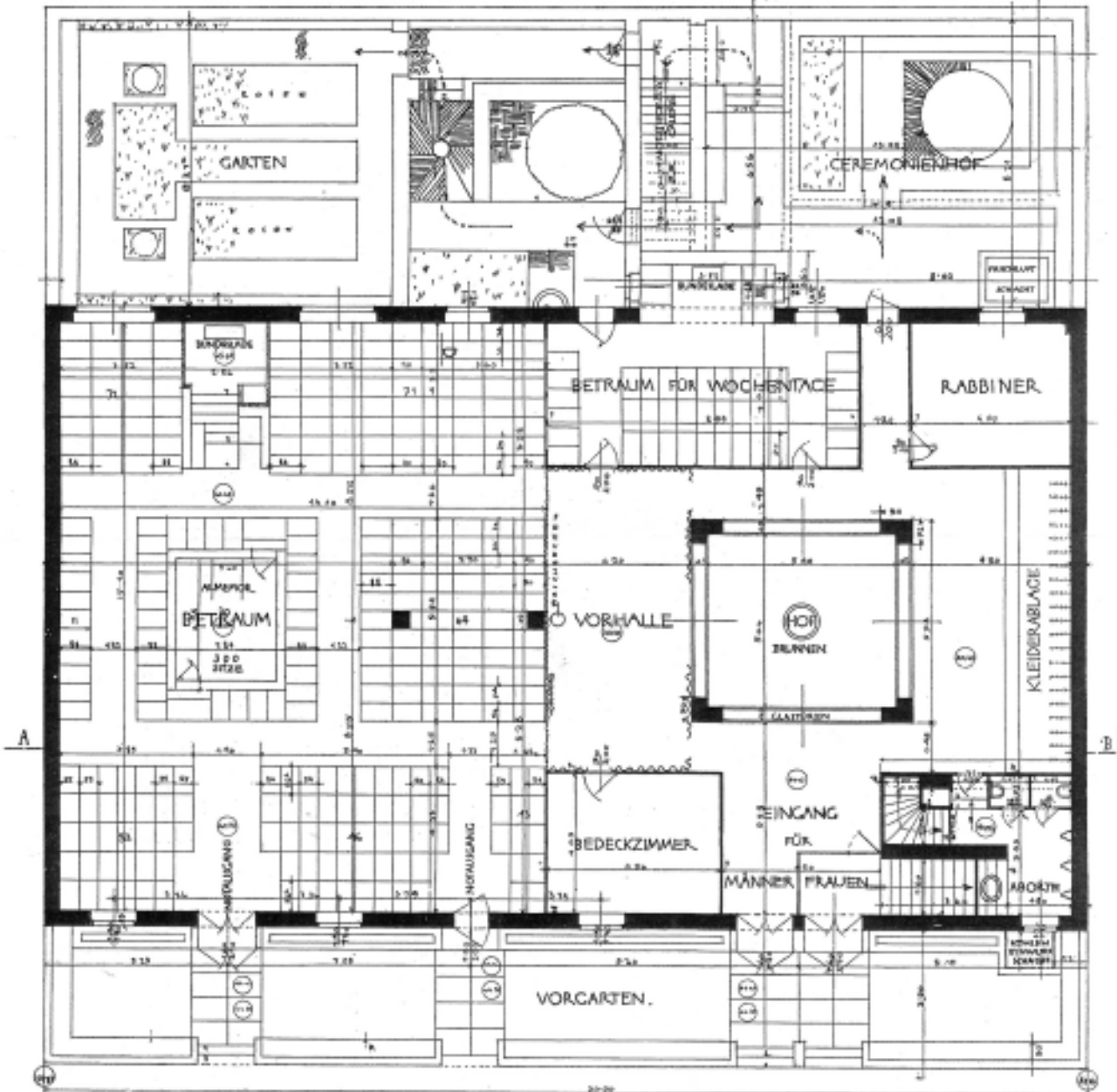


Abb.18 Grundriss, Hugo Gorge 1912

Der am 31.01.1883 in Butovice/ehem. Tschechoslowakei geborene jüdische Architekt **Hugo Gorge** konnte den Wettbewerb für sich entscheiden. Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule in Brünn kam er nach Wien und belegte als außerordentlicher Hörer einige Übungen an der Technischen Hochschule. 1907 wechselte Gorge in die Meisterklasse von Friedrich Ohmann an die Akademie der bildenden Künste. 1910 erhielt er für seine außergewöhnlichen Leistungen den Rompreis, ein Staatsreisestipendium, welches ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Rom ermöglichte. Während des Studiums an der Akademie arbeitete Gorge im Atelier von Ohmann, wo er Oskar Strnad kennen lernte. Dieser stellte ihn nach seiner Rückkehr in Wien im Jahr 1911 als seinen Assistenten an der Kunstgewerbeschule Wien ein. Das Arbeitsverhältnis und die Zusammenarbeit mit Strnad sollten für Gorges Entwicklung von bedeutender Wichtigkeit sein.

Gorge legt in seinem Synagogenentwurf für die Synagoge ein **Hauptaugenmerk auf die Vermittlung der heiligen Schrift** durch das Vorlesen der Thora. Die räumliche Umsetzung dieser These manifestiert sich durch den **Almemor**, welcher in der Mitte des Betraumes situiert ist. Diese Raumtypologie finden wir bereits im Mittelalter – beispielsweise der Altneusynagoge in Prag um 1270. Überhaupt orientiert sich Gorge in seinem Entwurf an baugeschichtlichen Vorbildern und ist somit als Vertreter des Historismus zu sehen. Neben der Verwendung dieser Stilrichtung bedient sich Gorge auch an modernistischen Gedanken wie etwa der Überordnung der Funktion vor der Form. Um diesen – sowohl geistigen als auch räumlichen – Mittelpunkt ordnen sich die Sitze. Die Bundeslade, in der die Thorarolle aufbewahrt wird, befindet sich an der Ostwand des Betraumes.

„Sie war nach der Beschreibung, die im Exodus von ihrer Herstellung gegeben wird, eine tragbare Truhe mit Handhaben. Es entspricht daher nicht der alten Tradition, sie als fest eingebauten Wandschrank auszubilden.“<sup>21</sup>

Gorge beharrt in seinem Entwurf auf die Beibehaltung des formalen Gedankens. Die Bundeslade sollte laut Gorge niemals dem Eingang gegenüber aufgestellt werden, damit sie nicht gesehen werden kann, bevor sich der Eintretende in der Synagoge befindet. Der **Almemor als bestimmendes Element** gibt dem restlichen Raum Charakter. Durch die mittige Anordnung hatte jeder Anwesende die Möglichkeit, in gleicher Weise am Gottesdienst teilzunehmen. Ausgeschlossen davon sind die Frauen, welche über eine separate Erschließung in die Frauengalerie geführt werden. Gorge legt außerdem besonderen Wert auf die Schaffung abgesonderter Plätze, um den Umzügen mit der Bundeslade, den Hochzeitsprozessionen und anderen jüdischen Ritualen Rechnung zu tragen. Die Fassade bildet einen vollständigen Abschluss zur Straße. Mystik wird in Gorges Entwurf keinerlei Bedeutung geschenkt. Überhaupt ist er der Meinung, dass das Mystische mit der Ausgestaltung einer Synagoge im echt jüdischen Sinne nichts zu tun hat.<sup>22</sup> Diese These stützt Gorge auf den jüdischen Gottesdienst seit der Diaspora, der Zerstörung des zweiten Tempels, welcher in der Realität wurzelt und ursprünglich nichts mit Mystik gemein hat. Gorge äußert sich unzufrieden über die Entwicklung des Synagogenbaus und deutet die Fehlinterpretation dieser grundlegenden Tatsache als ein Verkennen der Aufgabe.

<sup>21</sup> Max Eisler, „Vom Geist der Synagoge“, S. 81

<sup>22</sup> Ebendort, S. 82

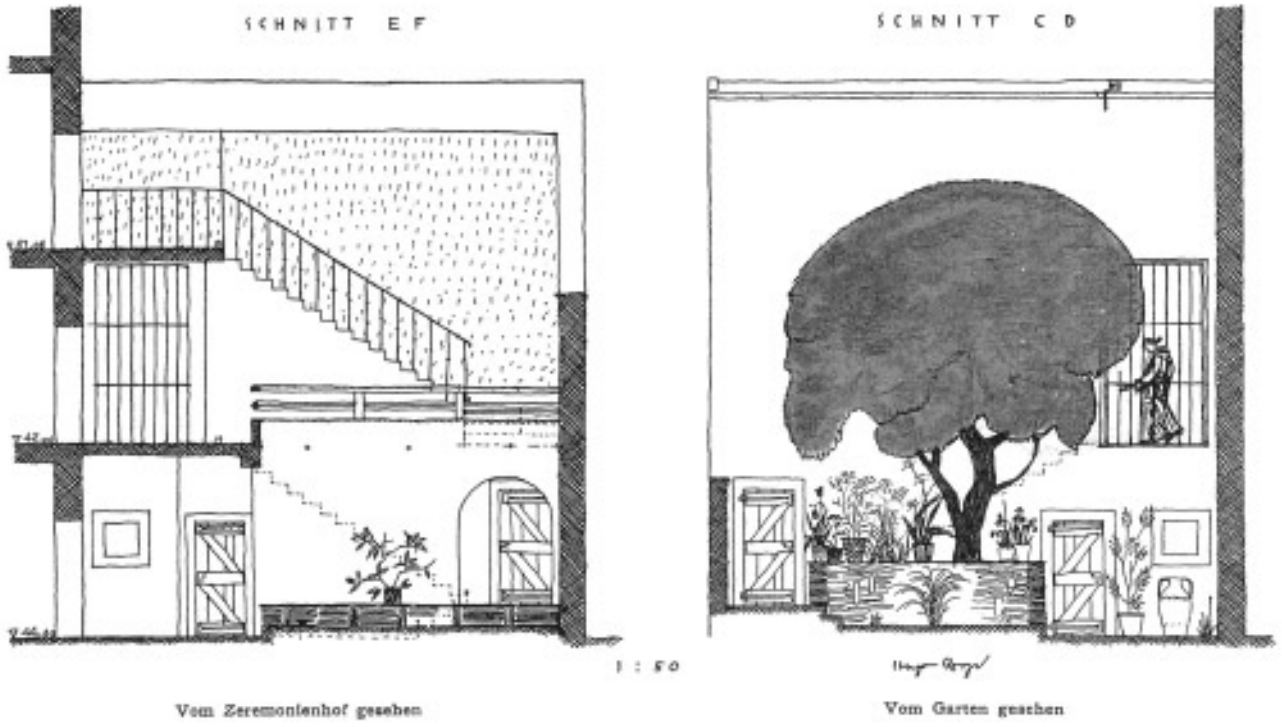


Abb.19 Schnitte, Hugo Gorge 1912

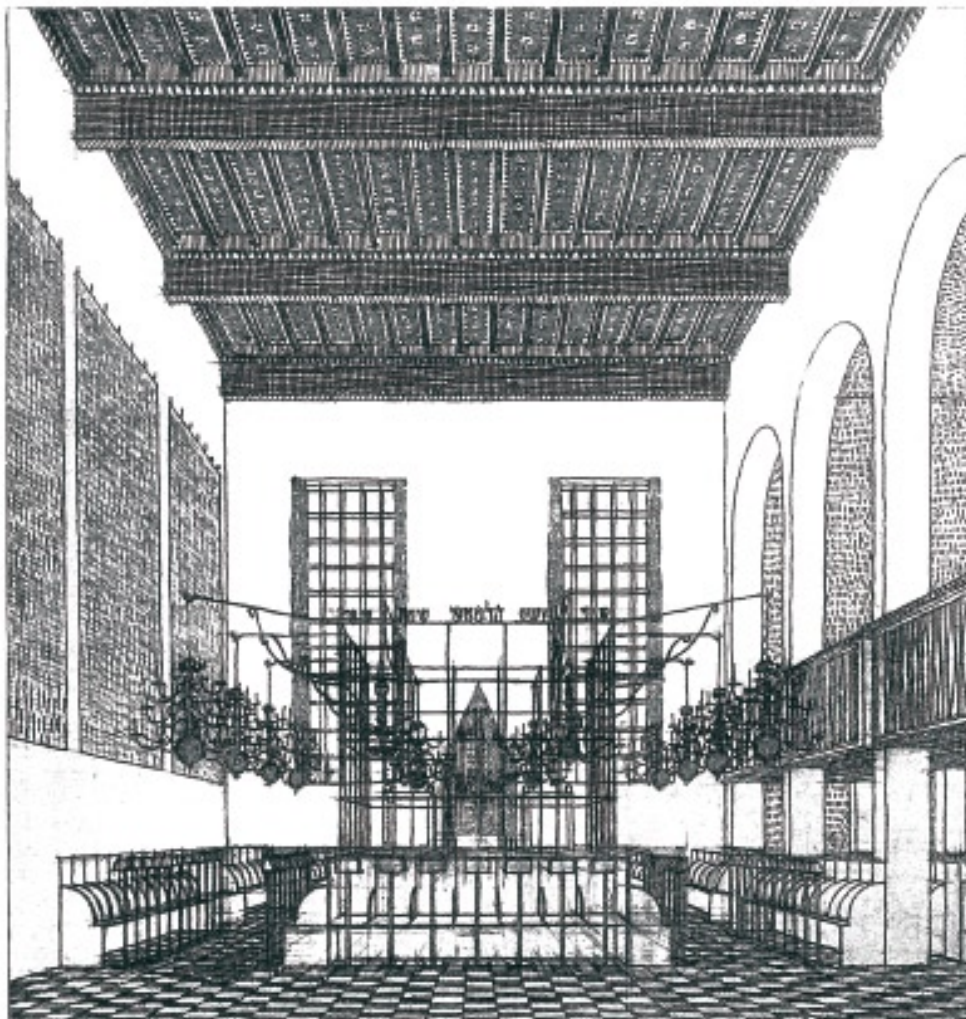


Abb.20 Innenansicht, Hugo Gorge 1912

Gorge schrieb in seinem Artikel über den Entwurf:

„Die in neuerer Zeit entstandenen freisinnigen Gottesdienste haben durch Weglassen alter jüdischer Riten, durch Einführung des Tempelchorgesanges und eine falsche Repräsentation den Synagogentypus so verändert, dass er fast gar keine Beziehung mehr zur altjüdischen Tradition aufweist.“<sup>23</sup>

Weder die oftmals verwendete Kreuzform im Grundriss, noch der Kuppelbau als Raumform sind für Gorge zulässig. Die Zusammenführung von Vorleseplatz und Bundeslade ist ebenfalls nicht zulässig, da dadurch ein räumliches Vorne und Hinten geschaffen wird, welches nicht der charakteristischen Sitzanordnung um den zentral gelegenen Almemor entspricht. Davidsterne und jüdische Schriftzeichen sind Gorge zu wenig, um den Synagogen ihren Charakter zu geben. Er versucht beim Projekt der Synagoge in Wien-Hietzing den oben angeführten Gesichtspunkten Rechnung zu tragen.

Bei Hugo Gorges Entwurf bildet den Mittelpunkt der Anlage ein Brunnenhof, zu dem sich alle Geschoße öffnen. Die großen Glastüren zwischen Garderobe, Vorhalle, Verbindungsgängen und Hof sind flexibel gehalten, wodurch ein großer Raum im Falle von längeren Gottesdiensten entsteht. Die Gänge sind so angelegt, dass einerseits das rituelle Herumtragen der Torarollen, andererseits Kommunikation zu den Garderoben und Notausgängen möglich sein soll. Der Betraum für Wochentage dient außerdem als Schulzimmer und ist mit dem Hauptraum durch Fenster verbunden um eine Mitbenützung an großen Festtagen zu ermöglichen. Weiters enthält das Erdgeschoß noch das Bedeckzimmer, in dem die Braut mit dem Schleier bekleidet wird, und die Unterfertigung der Traudokumente stattfinden, das Rabbinerzimmer und die Toiletten. Da eine vorgeschriebene Bebauungstiefe von 18m bestand, teilte Gorge die Rückseite des Bauplatzes mit der Notstiege in zwei Teile. Links situiert er den Garten, rechts den Zeremonienhof, welcher Raum für das Aufstellen der Laubhütte bietet. Die baulich vorgeschriebene Notstiege wurde als Gartenstiege ausgebildet, die auch bei festlichen Veranstaltungen der Gemeinde die Verbindung zwischen Garten und erstem Stock darstellt. Der Garten selbst ist dem Niveau angepasst und terrassiert.

Im ersten Stock befinden sich der Sitzungssaal mit einer Terrasse, das Präsidentenzimmer mit dem zugehörigen Sekretärzimmer, ein großzügiger Vorraum, ein Sesseldepot und Toiletten für Herren und Frauen. Der zweite Stock beinhaltet die Frauengalerie, Toiletten und Garderobe, die Wohnung des Kantors und einen außen liegenden Gang, der den Sängerbalkon erschließt. Weiters wurde ein Ruheraum für die Frauen vorgesehen, damit sich diese während langer Zeremonien während der Festtage ausruhen konnten. Im Dachgeschoß befinden sich die Wohnung des Tempeldieners, ein Bad, eine Waschküche, ein Trockenboden und ein Archiv. Teile des Erdgeschoßes sind unterkellert.

Der knapp 4m tiefe Vorgarten ist zur Straße durch ein Gitter abgetrennt. Die Straßenfassade ist aus Bruchsteinmauerwerk mit weißen Mörtelbändern gefertigt; Garten- und Hoffassade sind verputzt und gelb gefärbt. Kelheimer Platten finden Verwendung in Hof, Garderobe, Vorhalle und Verbindungsgängen des Parterres. Der Betraum der Synagoge ist jedoch aus Holz

<sup>23</sup> Hugo Gorge, „Ein Synagogenentwurf“, Der Architekt, S. 133

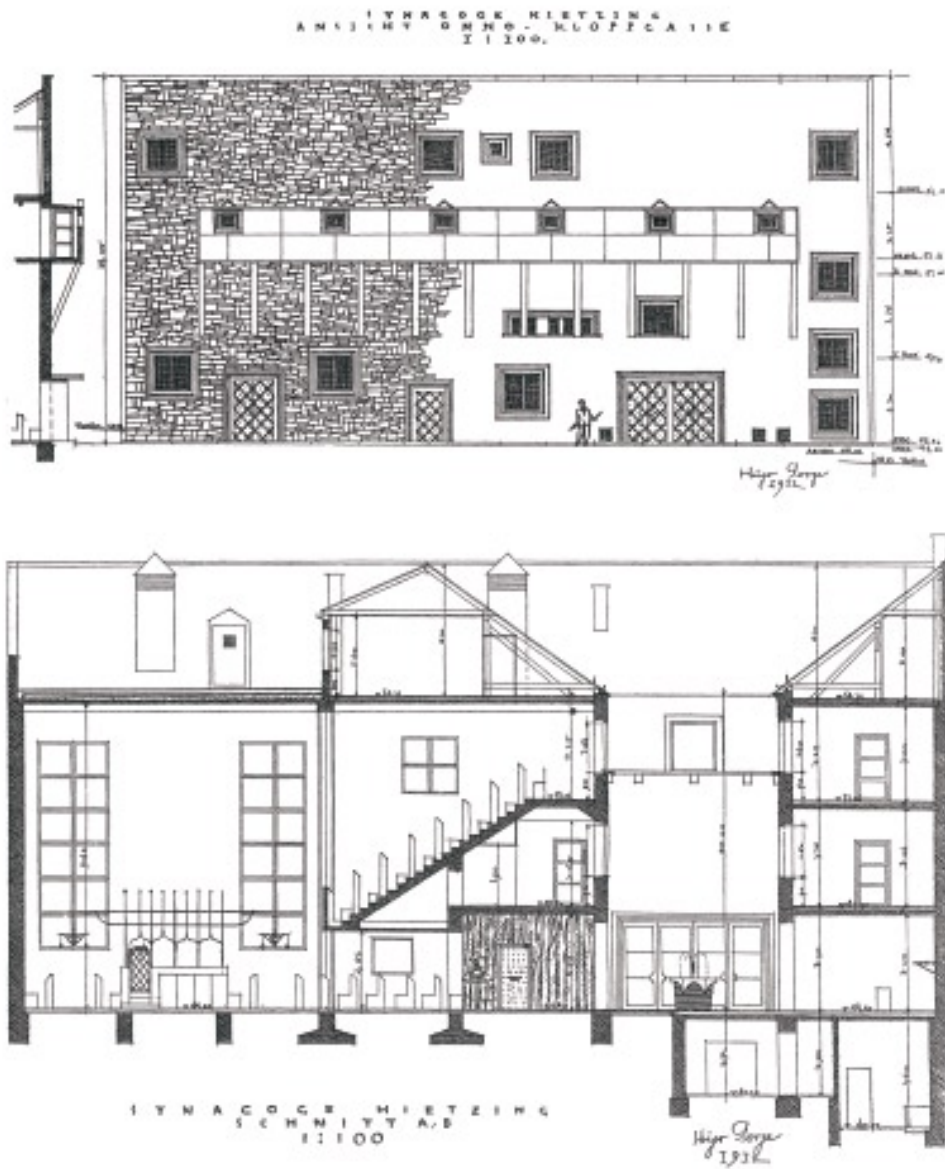


Abb.21 Fassade und Längsschnitt,  
Hugo Gorge 1912

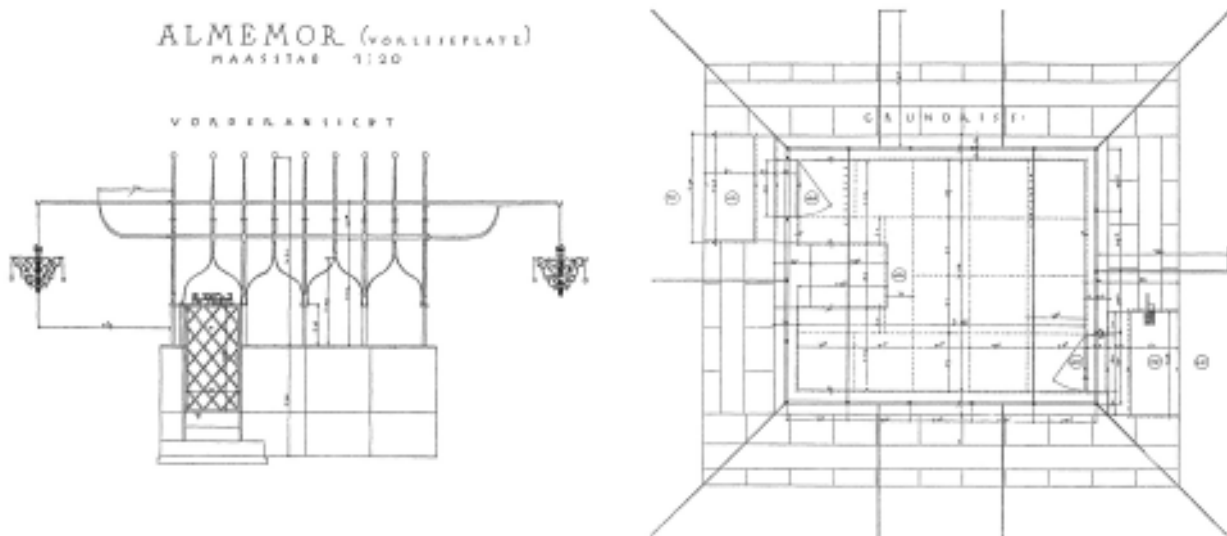


Abb.22 Almemor, Hugo Gorge 1912

vorgesehen. Die Gartenwege, die Einfassung der Beete und der Zeremonienhof sind mit Ziegel belegt gepflastert. Die Wände wurden von Gorge weiß angedacht, die Vorhalle und zum Teil der Betsaal mit dunklen Stoffen behängt, zu denen polierte Messinglampen in Kontrast treten. Ebenso verhält es sich mit den zehn Hängelampen des Almemors im Hauptraum. Der Unterbau des Almemors sowie der Aufgang zur Bundeslade sind mit Marmorplatten bekleidet. Die Bundeslade selbst ist in Ebenholz ausgeführt und mit Messing verkleidet. Das Bedeckzimmer im Erdgeschoss des Hauses ist mit heller Seide als Wandbehang und einem Holzplafond hell und freundlich gehalten.

Statisch betrachtet stützt sich das Haus auf fünf Pfeiler: vier Pfeiler, die sich um den Hofbrunnen positionieren, und ein Betonpfeiler im Betraum des Hauses. Decken und die Galerie sind aus Eisenbeton. Die Erschließung im Erdgeschoß erfolgt axial auf den Innenhof; links der Eingang für die Männer, rechts der Eingang der Frauen, welcher durch ein raumhohes Gitter abgetrennt ist.

Carol Herselle Krinsky beschreibt Gorges Entwurf mit den Worten:

„Die klare Geometrie, die glatten Wände und die Entsprechung aller Details, die kunstvoll ausgearbeiteten Eisenteile sowie die hier und da auftretenden handwerklichen Elemente (wie das Mauerwerk der Fassade) offenbaren Gorges Verbindung zu dem Kreis von Josef Hoffmann in Wien und der modernen Architektur, aber auch, dass er die jüdische Religion nicht als mystisch, sondern als rational betrachtete“.<sup>24</sup>

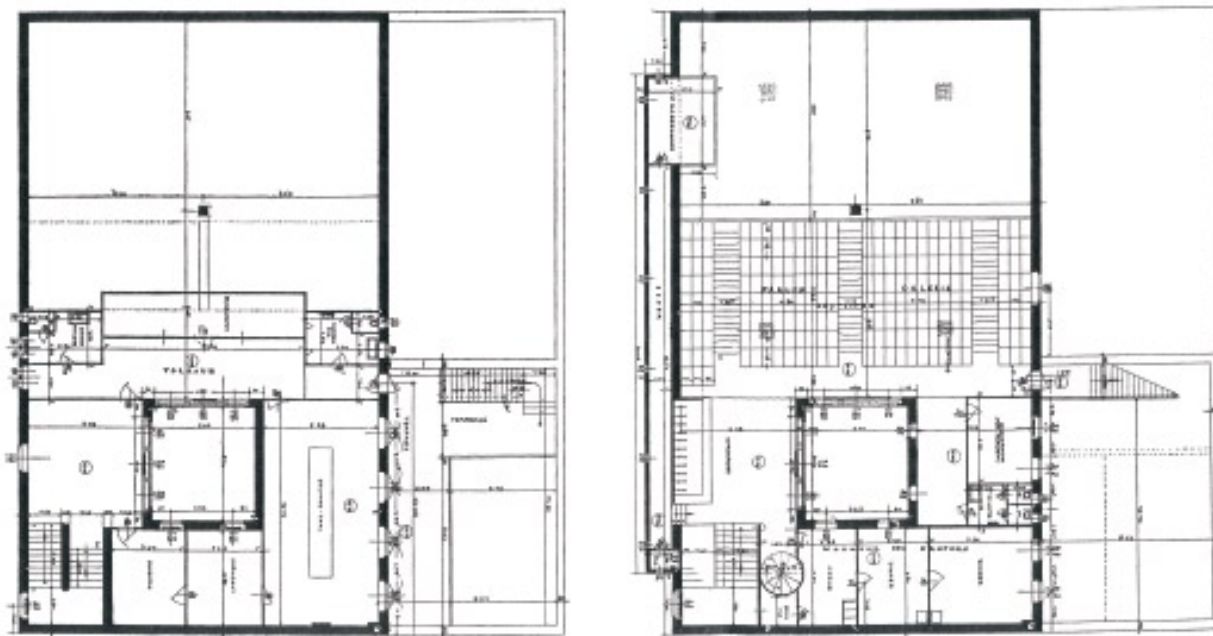


Abb.23 Obergeschoß und Damengalerie, Hugo Gorge 1912

<sup>24</sup> Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 186

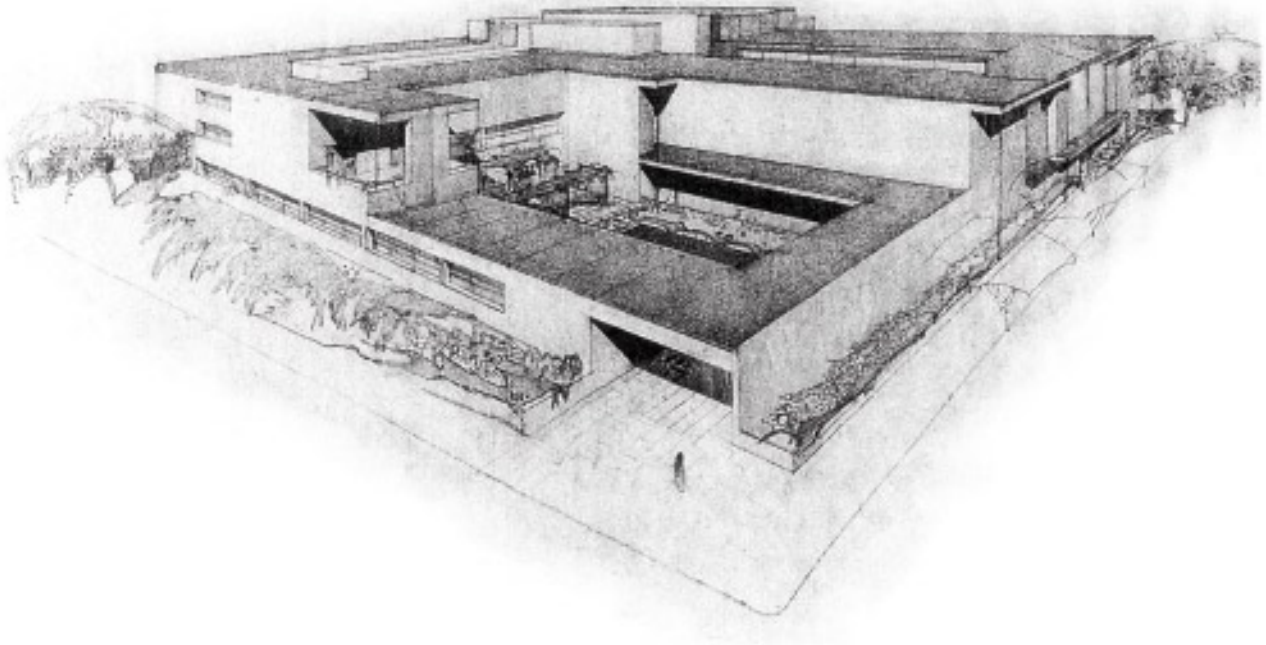


Abb.24 Perspektive „Der Neue Welt Tempel“, Richard Neutra

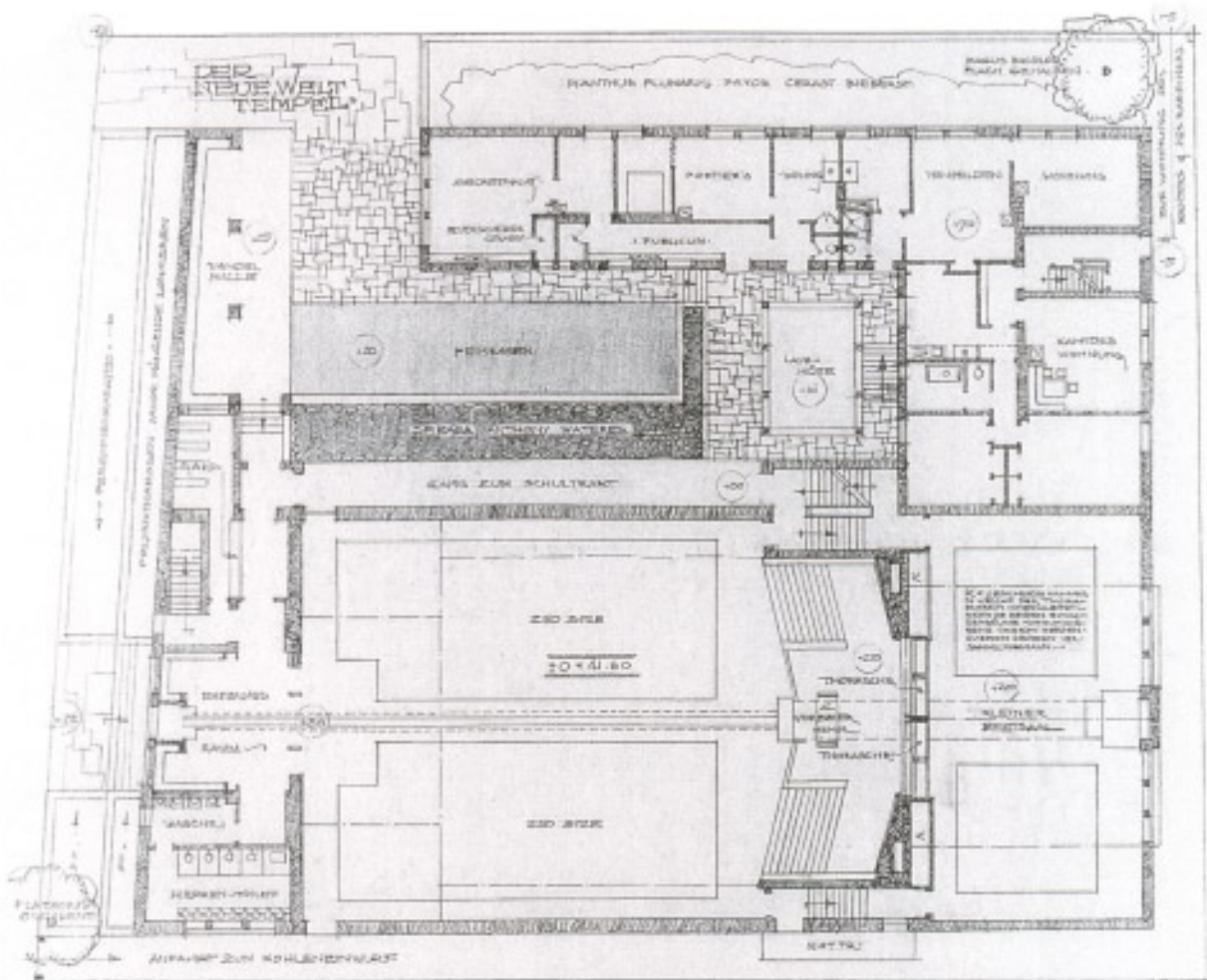


Abb.25 Grundriss „Der Neue Welt Tempel“, Richard Neutra



## 3.2. DER ZWEITE WETTBEWERB 1924

Im Jänner 1924 kaufte der Tempelverein Hietzing das Grundstück in der Eitelberggasse 22, um auf dessen Grund eine Synagoge zu errichten. Der Wechsel des Baugrundes machte eine **Neuausschreibung des Wettbewerbes** auf Grund der geänderten Anforderungen unerlässlich. Die gewichtigste Änderung betraf die städtebauliche Situation: die Synagoge sollte als freistehender Baukörper, nicht zwischen zwei Baukörpern, errichtet werden.

Somit schrieb der Tempelverein einen international geladenen Wettbewerb für jüdische Architekten aus. In der **Jury** saßen Josef Hoffmann, Alexander Neumann, Emil Hoppe und Arnold Karplus. Als Juryvorsitzender fungierte Josef Hoffmann, der an der Akademie der bildenden Künste in Wien bei Otto Wagner studierte und gemeinsam mit Joseph Maria Olbrich die Wiener Secession 1897 gründete. Außerdem begründete er 1903 die Wiener Werkstätte. Mit dem Palais Stoclet in Brüssel gelang Hoffmann ein Meilenstein des Jugendstils. Das bedeutendste Bauwerk Hoffmanns in Österreich ist das Sanatorium in Purkersdorf das 1905 fertiggestellt wurde. Der jüdische Baurat Alexander Neumann studierte an der Bauschule der Technischen Hochschule Wien bei Heinrich v. Ferstel und errichtete etliche Wohn-, Geschäfts- und öffentliche Bauten im In- und Ausland. Wettbewerbserfahrung im Synagogenbau konnte das Jurymitglied Emil Hoppe im Zuge seiner Teilnahme in Triest sammeln. Baurat Arnold Karplus emigrierte 1939 nach New York. Während seiner Zeit in Wien, von 1904 bis zu seiner Auswanderung, verwirklichte er zahlreiche Projekte in Österreich-Ungarn.

Es wurden **Richtlinien für den zweiten Wettbewerb** definiert, welche in klarem Gegensatz zu der Ausschreibung des ersten Wettbewerbs standen. Die Entscheidung der Jury für die Ausführung des Baus war verbindlich. Weiters sollten die Pläne neben der Synagoge auch Räumlichkeiten für die jüdische Gemeinde beinhalten. Eine Verteilung dieser beiden Funktionen auf die beiden Parzellen war nicht vorgeschrieben, jedoch wurde, betrachtet man das Siegerprojekt von Arthur Grünberger, solch ein Entwurf prämiert. Die wirtschaftliche Situation der jüdischen Gemeinde beziehungsweise des ausschreibenden Tempelvereins Hietzing war in jener Zeit unsicher. Letztendlich wurde mit Grünbergers Siegerprojekt lediglich eine Anforderung erfüllt: die der Synagoge. Durch die räumliche Trennung der geforderten Funktionen konnte sich Grünberger einen entscheidenden Vorteil gegenüber seiner Konkurrenten verschafft haben; alle anderen prämierten Einreichungen vereinten sowohl die Synagoge als auch die geforderten Räumlichkeiten in einem Baukörper.

Der international bekannte Architekt **Richard Neutra** nahm von Amerika aus an diesem Wettbewerb teil. Der Loos-Schüler ging nach seinem Abschluss an der Technischen Hochschule Wien nach Berlin, wo er mit Erich Mendelsohn zusammenarbeitete. Sein Entwurf im Internationalen Stil wurde angekauft.

Bei Neutras Entwurf füllen die Baukörper den Bauplatz aus. Er gliedert die geforderten Funktionen in zwei Kubaturen auf; die Synagoge auf der einen und das rechtwinkelige Gemeindehaus auf der anderen Seite.<sup>25</sup> Beide umfassten einen langgestreckten Hof im Inneren, von welchem man das gesamte Gebäude erschließen konnte.

25 Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 187

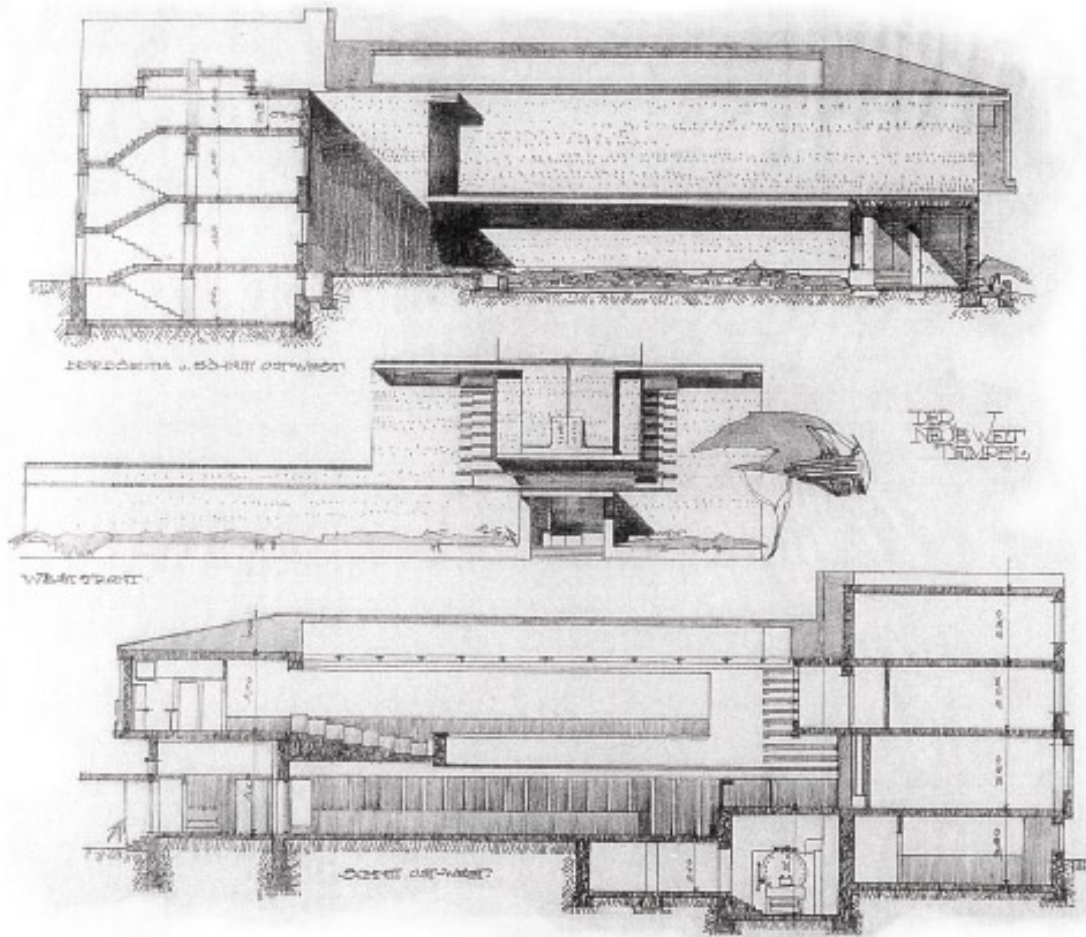


Abb.26 Schnitt und Ansichten „Der Neue Welt Tempel“, Richard Neutra

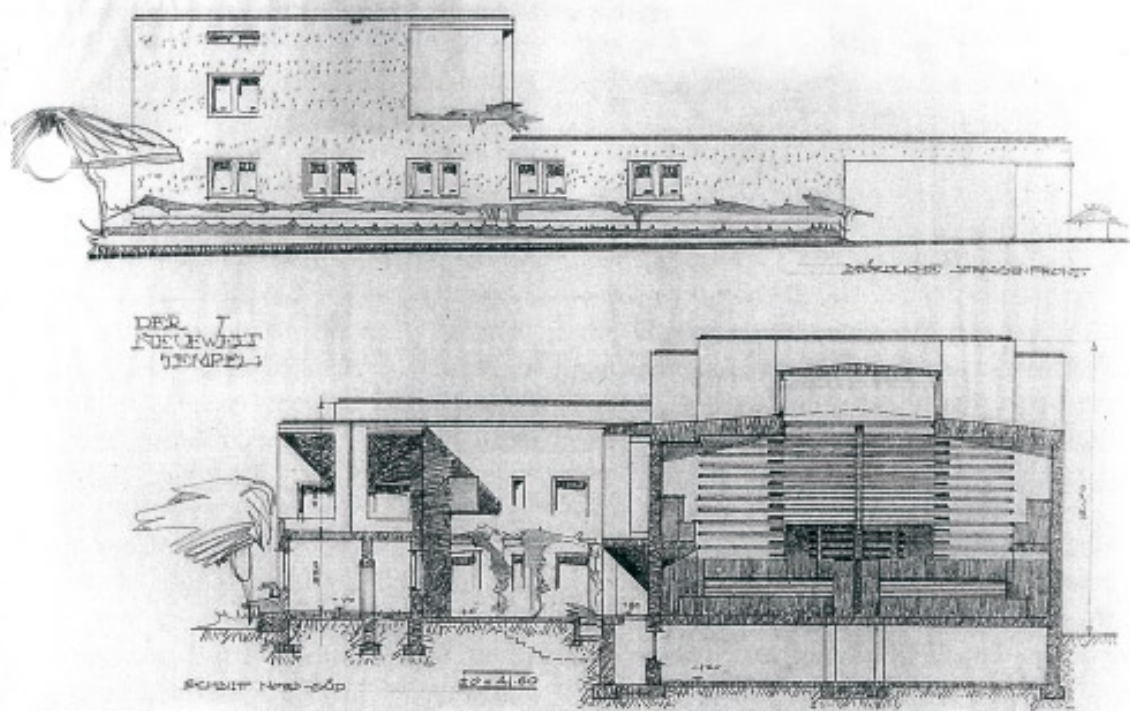


Abb.27 Schnitt und Ansichten „Der Neue Welt Tempel“, Richard Neutra

Neutra strebte, neben der Eingliederung seiner Häuser in die Landschaft, die Verbindung von natürlich und künstlich geschaffener Umgebung an. Dieses Konzept verfolgte er auch bei dem Wettbewerb der Synagoge. Vor der Ausschreibung Wien Hietzing hatte sich Neutra mit dem Entwurf für die Bibliothek in Jerusalem 1923 und dem Planungsauftrag für einen Tempel in Chicago mit jüdischen Kulturbauten auseinander gesetzt.<sup>26</sup> Beide Projekte wurden nicht realisiert.

Der spektakuläre Entwurf für den Tempelverein wurde vor allem vom Vorsitzenden der Jury Josef Hoffmann abgelehnt.<sup>27</sup> Die von Neutra angewandte Architektursprache des Internationalen Stils mit seinen glatten, rechteckigen Formen machte die Synagoge nach außen hin nicht ablesbar. Die Fassade war durch keinerlei typisch „jüdische“ Symbole aufgeladen; sie war anonym und die Funktion eines Sakralbaus nicht ablesbar. Des weiteren könnte die Missachtung der gewünschten „offenen Bauweise“ im Hietzinger Cottage dazugeführt haben, dass Neutra den Wettbewerb nicht für sich entscheiden konnte.<sup>28</sup>

Den dritten Preis erhielt der in Augsburg geborene Architekt **Fritz Landauer** mit seinem Entwurf „Aus Erfahrung“. Neben diesem reichte er noch zwei weitere Arbeiten mit den Bezeichnungen „Selbstverständlich“ und „ML Wien“ ein, welche jedoch unprämiiert blieben.<sup>29</sup> Landauer bediente sich bei seinen beiden Entwürfen „Selbstverständlich“ und „Aus Erfahrung“ der Anordnung über einem kreuzförmigen Grundriss. Dieses Schema wandte er bereits bei der Augsburger Synagoge an, welche 1917 fertiggestellt wurde.

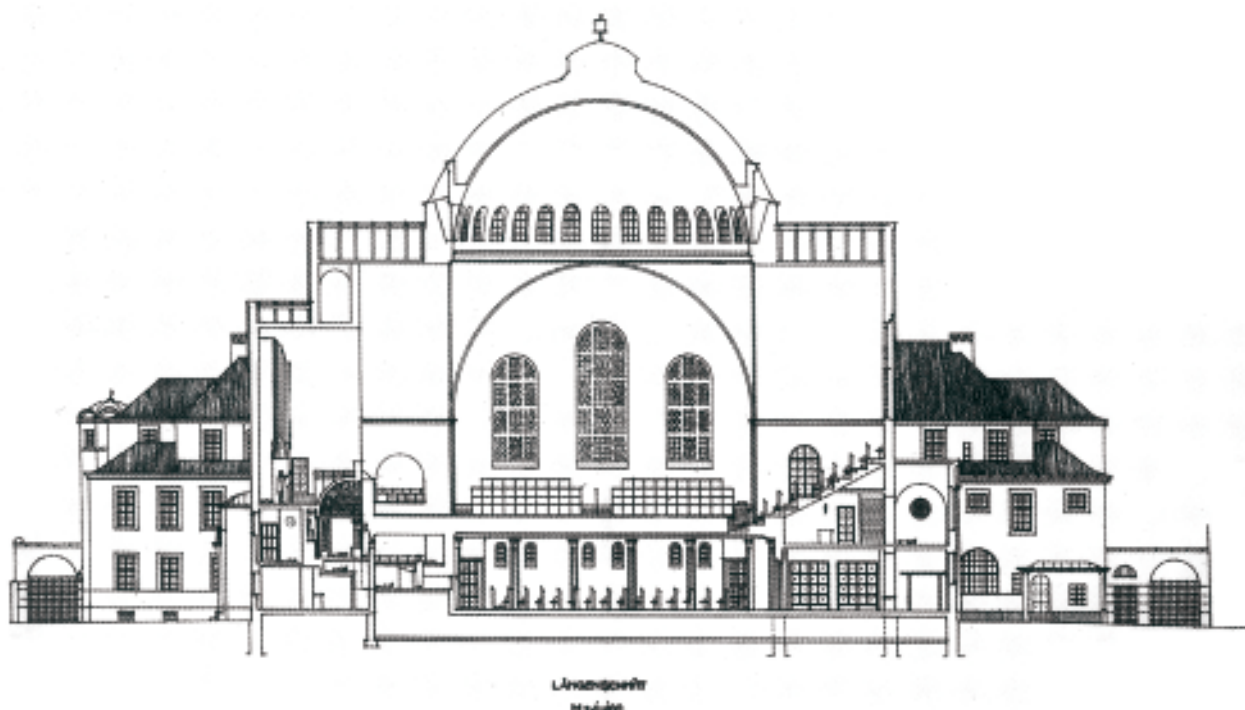


Abb.28 Schnitt Augsburger Synagoge,  
Fritz Landauer

26 Ruth Harnisch, Otto Kapfinger, „Der Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing“, S. 249

27 Gerhard Weissenbacher, „In Hietzing Gebaut: Architektur und Geschichte eines Wiener Bezirkes“, S. 246f

28 Ruth Harnisch, Otto Kapfinger, „Der Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing“, S. 252

29 Sabine Klotz, „Fritz Landauer“, S. 135

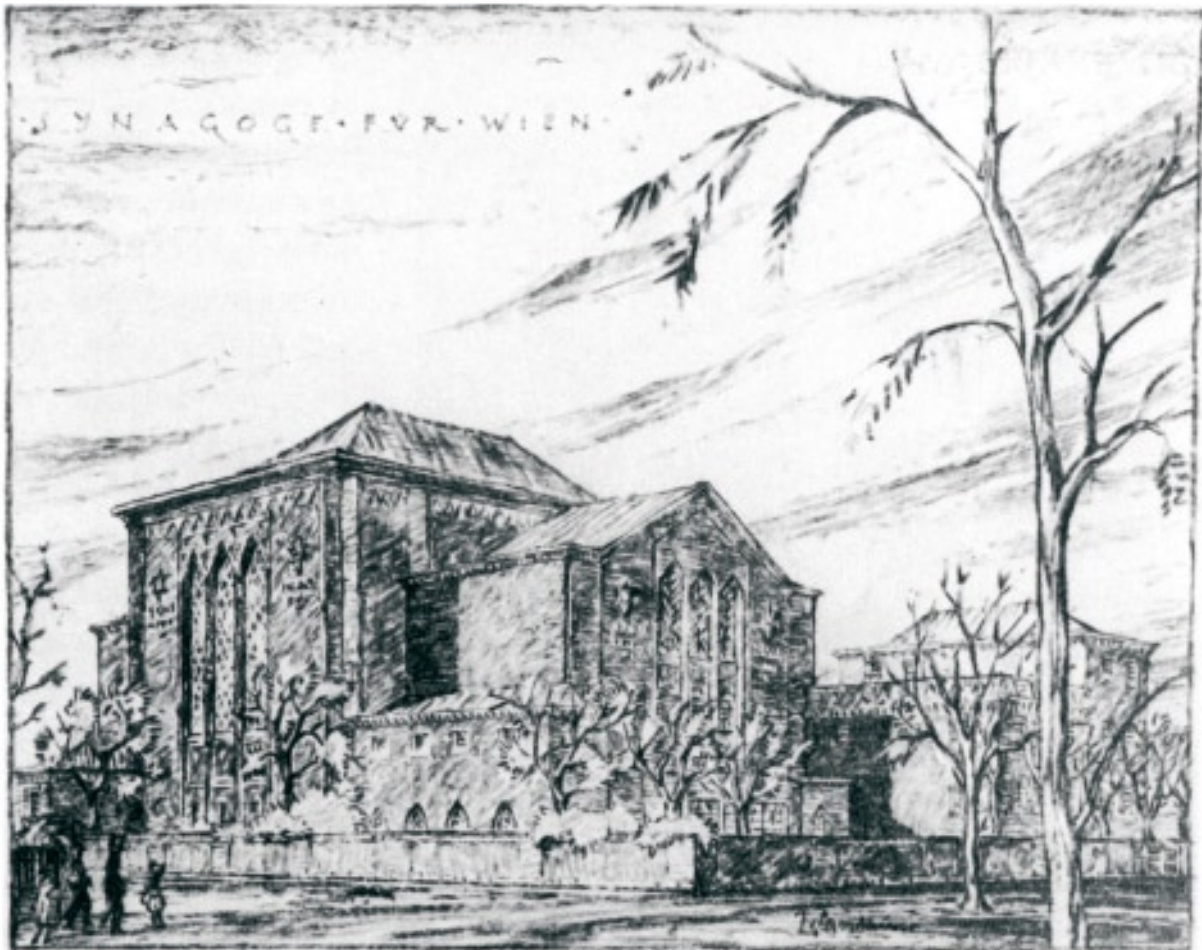


Abb.29 Ansicht „Aus Erfahrung“, Fritz Landauer



Abb.30 Ansicht „Selbstverständlich“, Fritz Landauer

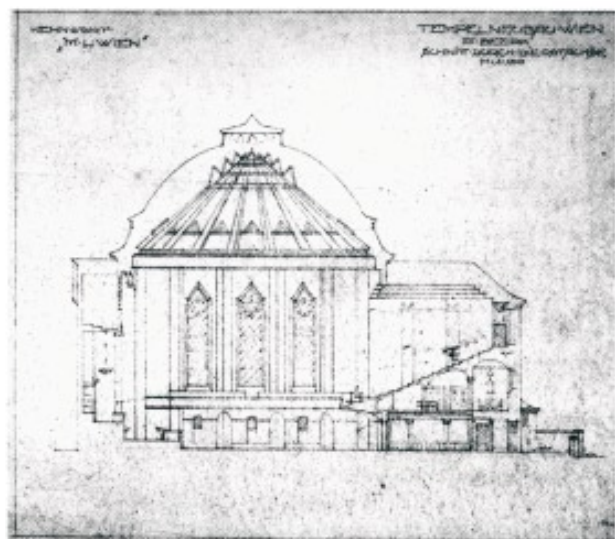


Abb.31 Schnitt „ML Wien“, Fritz Landauer

Neben der Grundrissanordnung übernimmt Landauer die byzantinische Kuppelform, die Löwen an deren Ansatz und die Giebelabschlüsse über den tonnenüberwölbten Kreuzarmen.<sup>30</sup> Beim Preisträgerprojekt „Aus Erfahrung“ setzt er ein flach geneigtes Walmdach an Stelle der Kuppel auf den Baukörper. Der Entwurf „ML Wien“ wiederum bildet den Synagogenraum über einem elliptischen, beinahe kreisrunden Grundriss mit einer römischen Kuppel als Abschluss.

Die schweren Mauern der sich verschneidenden Rechtecke wurden von drei schmalen Fenstern auf den jeweiligen Stirnseiten durchbrochen. Überhaupt erweckte der Entwurf den Eindruck eines „Magazins, also eine Art monumentaler Notbau“<sup>31</sup> zu sein. Und tatsächlich gehen Studienskizzen, die sich mit romantischer Form und Proportion beschäftigen, dem Entwurf voraus. Die Auseinandersetzung mit Elementen aus dem Burgbau<sup>32</sup> lassen den prämierten Entwurf „Aus Erfahrung“ mit seinem geneigten Dach, den Strebepfeilern und Pilasterstücken wie die modernisierte Fassung einer befestigten Synagoge aussehen.<sup>33</sup> Carol Herselle Krinsky konstatiert daraus folgende Annahme:

„Es ist nicht verwunderlich, dass Landauer den Wettbewerb nicht gewann; er scheint sich nicht sicher gewesen zu sein, was er eigentlich ausdrücken wollte.“<sup>34</sup>

**Hugo Gorge**, Gewinner des ersten Wettbewerbes 1912, konnte die Konkurrenz nicht für sich entscheiden. Durch die Ausschreibungskriterien des zweiten Wettbewerbs musste er seinen Entwurf von 1912 gänzlich überarbeiten. Neben der verpflichtenden Situierung des Almemors in der Nähe der Ostwand musste der Eingang des Betraumes gegenüber der Bundeslade angesiedelt werden, wodurch er von seinen auferlegten Grundprinzipien Abstand nehmen musste. Gorge äußerte sich in seinem Artikel in „Der Architekt“ kritisch über die Verwendung von Symbolen und Ornamenten. Dieses Prinzip brach er in seinem zweiten Entwurf gänzlich; Gorge sah an der Ostwand zwei riesige, ornamentierte Pilaster mit darüber liegenden Dekorfeldern vor. Die Schlichtheit des ersten Wettbewerbsbeitrages ging damit verloren. Gerade die Reduktion auf den sakralen Charakter des Ortes wusste die Jury des Wettbewerbs 1912 zu überzeugen.

Die Erschließung erfolgt über fünf Türen. Die beiden äußeren führen zu den Frauengalerien im ersten Stock, wohingegen man über die drei mittleren in einen Vorraum gelangt, der in einen Brunnenhof mündet. Diese Situation ist aus Gorges Beitrag 1912 bekannt. Das Prinzip der Abgeschlossenheit zur Straße hin verschärft er, indem Bruchstein an allen Seiten des Gebäudes verwendet wird.

---

30 Sabine Klotz, „Fritz Landauer“, S. 136

31 Max Eisler, „Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge“, S. 5

32 Sabine Klotz, „Fritz Landauer“, S. 136

33 Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 187

34 Ebendort, S. 187

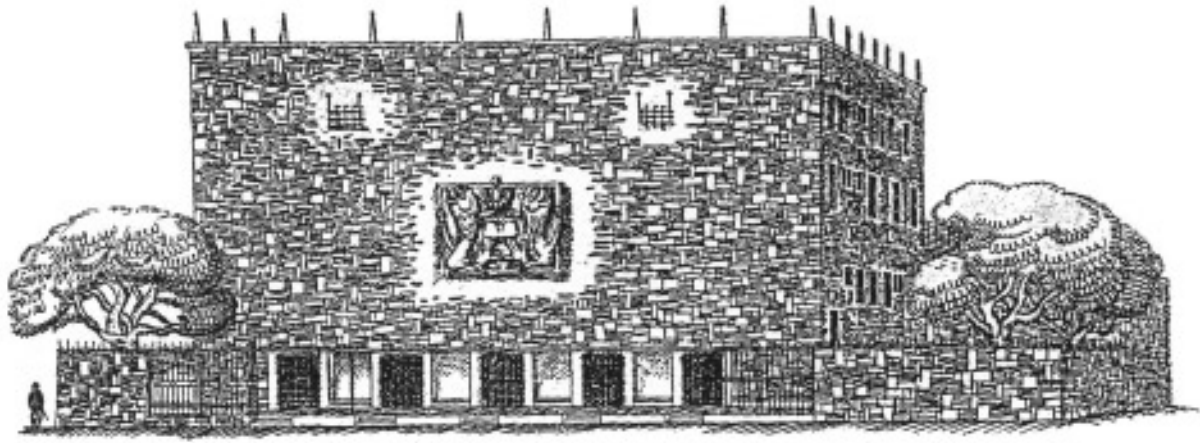


Abb.32 Perspektive, Hugo Gorge

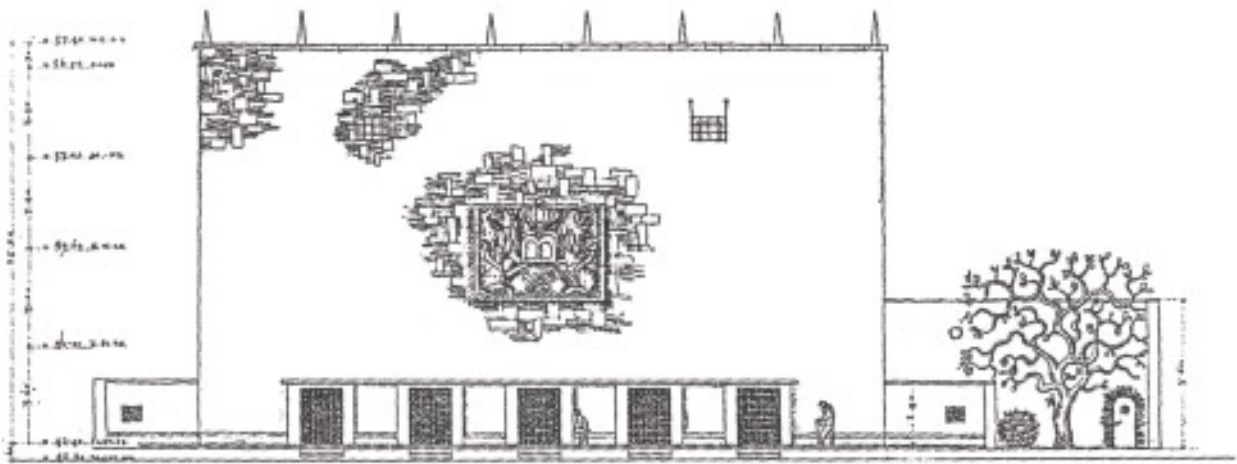


Abb.33 Ansicht, Hugo Gorge

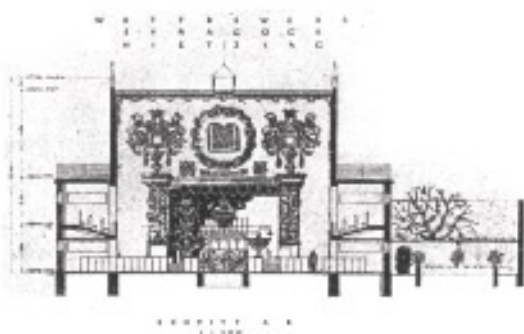


Abb.34 Schnitt, Hugo Gorge

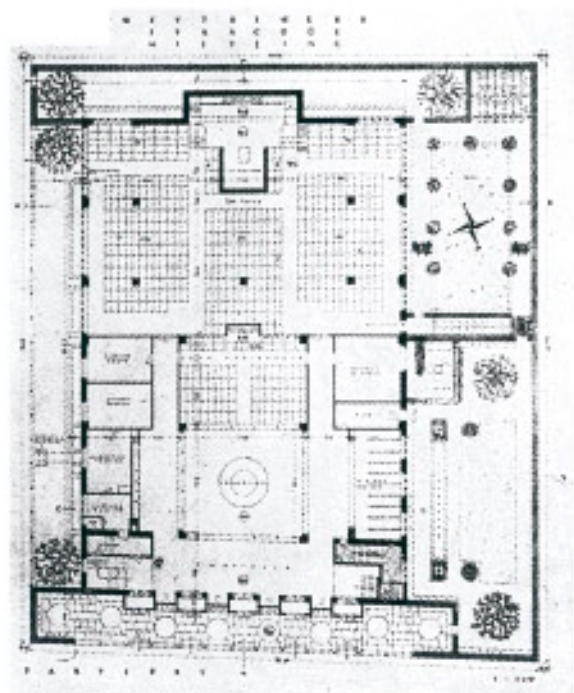


Abb.35 Grundriss, Hugo Gorge

### 3.3. MAX EISLERS GEDANKEN ZUM WETTBEWERB

Der Kunst-, Kultur- und Architekturkenner Max Eisler wurde am 17. März 1881 in der mährischen Judengemeinde Boskowitz geboren.<sup>35</sup> Er besuchte die Universitäten Wien, Leyden und Utrecht. Seine Studienreisen nach Belgien, Frankreich, England und Holland schärften seinen malerischen, bildnerischen und architektonischen Geist. Im Jahre 1914 habilitierte er als Dozent für Kunstgeschichte, fünf Jahre später wurde er außerordentlicher Professor und 1921 wurde Eisler an das Kunsthistorische Institut der Universität Wien als Leiter der Abteilung für Österreich, Westeuropa und Städtebau berufen.

Neben seiner Tätigkeit an der Universität Wien, zahlreichen Vorträgen im In- und Ausland

„...kämpfte er für die Verwendung der modernen, von Juden geschaffenen Kunstformen in den Bauten der jüdischen Gemeinde. Die abgebrauchten, längst zu Schablonen gewordenen angeblichen „historischen“ Formen jüdischer Baukunst sollen dem weichen, was der schöpferische jüdische Geist der Gegenwart hervorbringt.“<sup>36</sup>

Eisler faßte Gorges Ambitionen für den ersten Wettbewerb 1912 folgendermaßen zusammen:

„Das Charakteristische der alten Synagogen – dies ist der Ausgangspunkt seiner Meinung – bestand darin, dass das ewig Gleichbleibende, von allem zeitlichen Wandel Unveränderliche des jüdischen Gottesdienstes auch in der baulichen Anlage ohne Rücksicht auf ihre Erbauungszeit zu vollem Ausdruck gelangte.“<sup>37</sup>

Neben den, in Kapitel 3.1. angeführten Eigenschaften des Entwurfes, hebt Eisler die Bedeutung des **Tempels als ein Haus der allgemeinen Versammlung** besonders hervor.<sup>38</sup> Der Tempel wird vom Betsaal bestimmt, ein, von jeder Stelle überblickbarer Raum, der nach außen hin ablesbar ist. Diesen „Saalbau“ deutet Eisler als „... reine, jüdische Raumform, die im gleichen Sinne auch auf das Gehäuse wirken wird“.<sup>39</sup> Er sieht die äußere Erscheinung des Tempels als Abbildung des Betsaales – eine Wechselwirkung zwischen Außen und Innen –, die keinen Spielraum für Kuppeln, Türme und sonstige Verzierungen läßt.

Bezüglich der Ergebnisse des zweiten Wettbewerbes 1924 äußerte sich Eisler durchwegs positiv. Er befand die, durch die Ausschreibung festgelegte, Nähe von Bundeslade und Almemor als bedauernswert, da dadurch die Zentralanlage als Bautypus wegfiel.<sup>40</sup> Allen Wettbewerbsentwürfen spricht Eisler eine saubere und sachliche Lösung zu, die ohne falsche Sentimentalität auskommt. Er stand den oftmals gewählten Stilen der Synagogenarchitektur kritisch gegenüber.

35 Menorah, 9. Jahrgang Nr. 3/4 1931, S. 98

36 Ebendort, S. 98 und S. 186

37 Max Eisler, „Vom Geist der Synagoge“, S. 81

38 Ebendort, S. 85

39 Ebendort, S. 86

40 Max Eisler, „Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge“, S. 3



Abb.36 Villa, Hietzinger Hauptstraße 34a, Wien XIII.,  
Arthur Grünberger (mit Erich Ziffer), 1913–1914



Abb.37 Werkbundsiedlung, Jagdschloßgasse 80-82 Wien XIII.,  
Arthur Grünberger (Einrichtung Ernst Lichtblau), 1931–1932



Die Lösung, wie ein zeitgenössischer Tempel aussehen könnte, beschrieb Eisler wie folgt:

„Der Judentempel in unseren Ländern müßte vielleicht irgendwie die Form eines Zeltes bekommen, eines Gehäuses für die tragbare Bundeslade, zum Abbruch und Umzug bereit, die Notform eines Tempels für ein Volk auf der Wanderschaft.“<sup>41</sup>

Er sah in Gorges erstem Entwurf 1912 diesen Gedank vollzogen. Auch des modifizierte Projekt 1924 konnte ihn überzeugen – deshalb erschien es ihm als das Beste. Den Entwürfen Fritz Landauers und Richard Neutras stand er kritisch gegenüber, da diese „befremdliche Formen in die Wiener Vorstadt bringen.“<sup>42</sup> Das Siegerprojekt von Arthur Grünberger befand er als originellen Entwurf mit „südlicher Leichtigkeit.“<sup>43</sup> Vor allem die beiden flankierenden Baldachine, welche den Zugang zur Frauengalerie kennzeichnen, die abschließenden Zinnen, Bogenzapfen und Rautenmuster der Fenster, hebt Eisler besonders hervor.

## 4. DAS SIEGERPROJEKT VON ARTHUR GRÜNBERGER

Die Konkurrenz 1924 konnte der österreichische Architekt Arthur Grünberger für sich entscheiden. Grünberger, der sich zur Zeit des Wettbewerbes bereits in den Vereinigten Staaten befand, reichte das Projekt zusammen mit dem Wiener **Architekten Adolf Jelletz** ein. Ruth Hanisch und Otto Kapfinger beschreiben den Bau als

„... den gewünschten Kompromiß zwischen moderner Baugesinnung und Anklängen an historische Synagogenarchitektur...“, welcher „... versprach (dadurch), die hohen Anforderungen, die an die Integrationsfähigkeit eines jüdischen Kultbaus in einer Zeit zunehmenden Antisemitismus gestellt wurden, zu erfüllen.“<sup>44</sup>

Ebenfalls kritisch äußerte sich Carol Herselle Krinsky, die schrieb:

„Die Jury, darunter Josef Hoffmann und drei jüdische Wiener Architekten, erteilten den ersten Preis und den Auftrag jenem Teilnehmer, der den oberflächlichsten, gefälligen Entwurf einreichte und am wenigsten über die Architektur eines solchen Gebäudes nachgedacht hatte.“<sup>45</sup>

### 4.1. DER ARCHITEKT ARTHUR GRÜNBERGER

Arthur Grünberger wurde am 11. April 1882 als Sohn des Kaufmanns Adolf Grünberger in Fulnek, Mähren, geboren. Im Alter von 17 Jahren begann Grünberger seine Ausbildung zum Architekten an der Technischen Hochschule Wien bei Karl König und Karl Mayreder die er bis

41 Max Eisler, „Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge“, S. 4

42 Ebendort, S. 5

43 Ebendort, S. 4

44 Ruth Hanisch, Otto Kapfinger, „Der Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing“, S. 252

45 Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 187

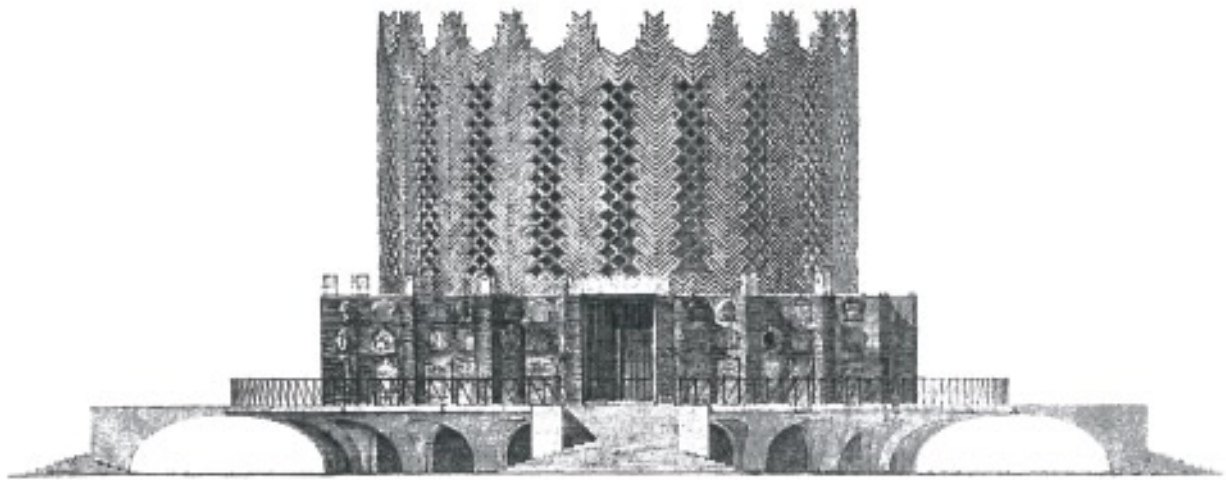


Abb.38 Ansicht, Krematorium am Zentralfriedhof (Wettbewerb),  
Arthur Grünberger (mit Adolf Jelletz), 1921

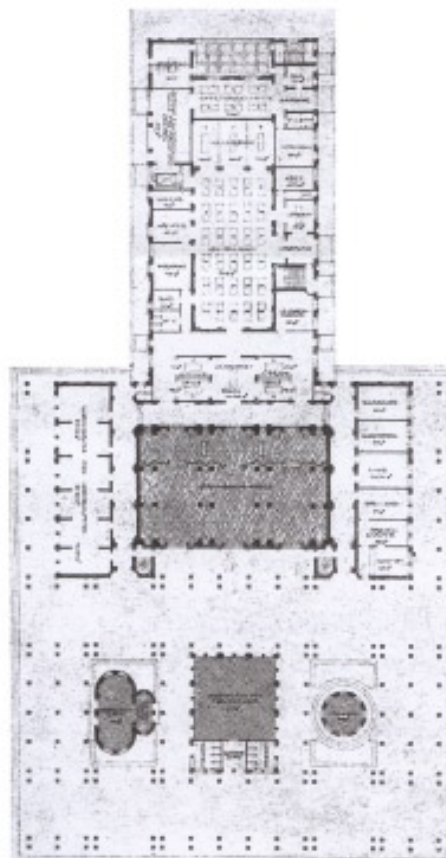


Abb.39 Israelitischer Friedhof (Wettbewerb),  
Arthur Grünberger, 1914

1905 besuchte. Anschließend studierte er für ein Jahr an der Akademie der bildenden Künste bei Friedrich Ohmann. Im Zuge seiner Studienreisen besuchte Grünberger Deutschland, Italien, England, Frankreich, Belgien und Holland.

Neben zwei Villen in Wien im Jahre 1913 und 1914 errichtete Grünberger in Zusammenarbeit mit Erich Ziffer ein Wohnhaus in Wien Währing, welches von der „Gemeinnützigen Bau- und Wohnungsgenossenschaft von Richtern und akademisch gebildeten Beamten“ ausgeschrieben wurde. Weiters errichtete er noch die Synagoge in Hietzing 1928–1929 und das Doppelwohnhaus in der Werkbundsiedlung.

Zu den **nicht realisierten Projekten** Grünbergers zählt der Wettbewerb für einen neuen israelitischen Friedhof am Zentralfriedhof 1914, eine Konkurrenz für den Umbau des Kursalons im Wiener Stadtpark 1915 (mit Adolf Jelletz), ein weiterer Wettbewerb für eine Doppelvolksschule an der Schmelz in Wien, ein Entwurf für einen Kriegerfriedhof in Galizien 1917, der Wettbewerb für ein Krematorium am Zentralfriedhof 1921 (mit Adolf Jelletz) und ebenfalls eine Konkurrenz für eine Synagoge in Antwerpen zwei Jahre später.

Im Jahre 1923 kehrte Grünberger Österreich den Rücken zu und wanderte unter nicht näher bekannten Umständen in die Vereinigten Staaten aus. Ein Brief an Rudolph Schindler vom 23. Juli 1924 belegt seine Niederlassung in San Francisco, wo Grünberger in einem Architekturbüro zu arbeiten begann. Im selben Jahr nahm er am Wettbewerb für die Synagoge in Hietzing teil. Weiters beteiligte sich Grünberger mit dem ehemaligen Studienkollegen Adolf Jelletz an der „Österreichischen Kunstausstellung 1900–1924“ im Künstlerhaus. 1926 übersiedelte er nach Los Angeles und arbeitete als Bühnenbildner und Filmausstatter.

Auf die Einladung von Josef Frank konnte Grünberger bei der **Wiener Werkbundsiedlung** mitwirken, wo er 1932 seine beiden Doppelwohnhäuser in der Jagdschlossgasse 80–82 realisierte. Die Reihenhäuser hatten eine Wohnfläche von 79,0m<sup>2</sup> die sich über zwei Geschosse erstreckten. Einrichtung und Innendesign der beiden Häuser übernahm Ernst Lichtblau der, einen Steinwurf entfernt, die beiden Wohnhäuser der Jagdschlossgasse 88-90 entwarf.

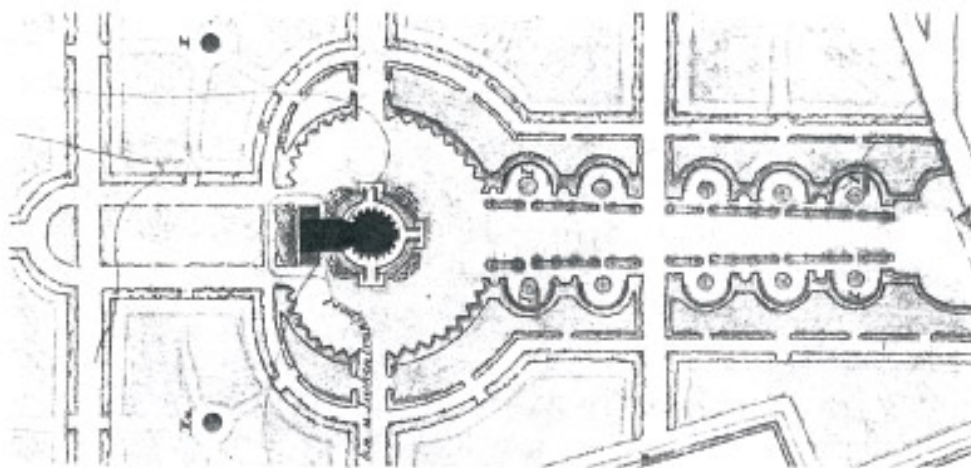


Abb.40 Grundriß, Krematorium am Zentralfriedhof (Wettbewerb), Arthur Grünberger (mit Adolf Jelletz), 1921

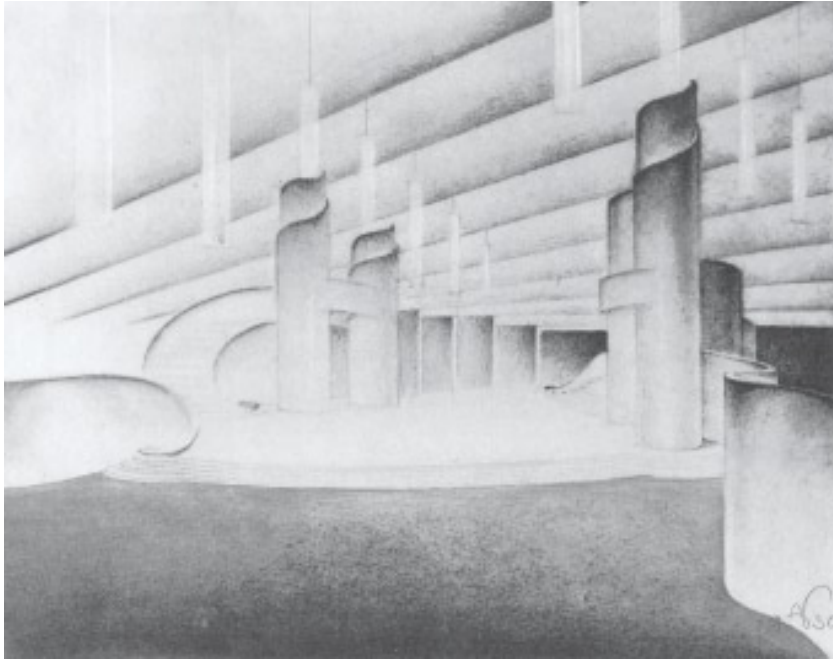


Abb.41 unbekannter Film, Entwurfsskizze,  
Arthur Grünberger, 1930

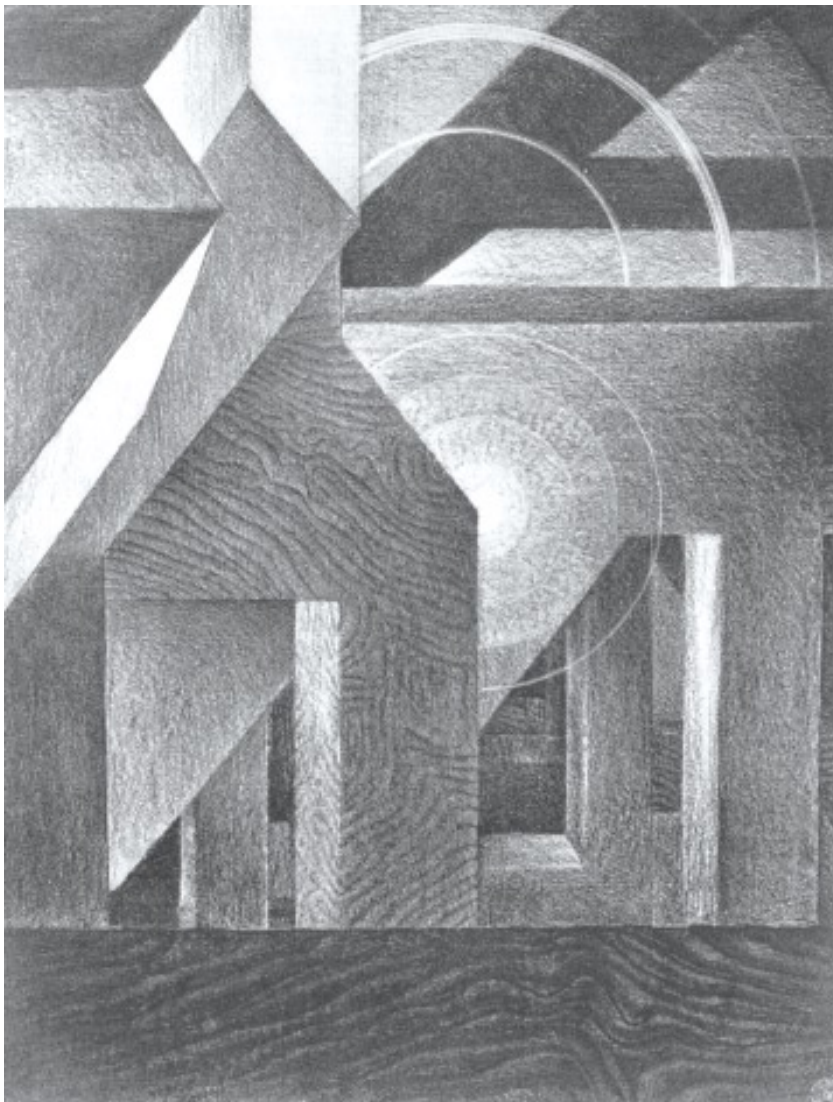


Abb.42 Film „Atlantis“  
Arthur Grünberger, 1930

Ebenfalls 1932 fungierte Grünberger als Ausstattungsdirektor für den Film „Central Park“ und arbeitete 1935 mit dem Amerikaner Anton Grot bei der Ausstattung des Filmes „Travelling Sales Lady“ zusammen. In Amerika verwirklichte er kein einziges architektonisches Projekt sondern fokussierte sein Schaffen auf die Ausstattung verschiedener Filme. Arthur Grünberger verstarb am 21. August 1935 in Los Angeles.

Der österreichische Kunsthistoriker **Dagobert Frey** befand Grünbergers Entwurf für das Krematorium für den Besten.<sup>46</sup> Er konstatiert in seinem Projekten „ehrliche Schlichtheit“, die jede Art baulicher Ausgestaltung ablehnt. In einem Brief beschreibt Grünberger die künstlerische Absicht seiner Arbeiten:

„Charakteristisch beim Friedhof und Krematorium erscheint mir, dass die Grundrisse komponiert sind, womit ich sagen will, dass nicht nur das rein Utilitäre der Bauten einem formalen Gedanken untergeordnet ist, sondern in der architektonischen Aus- und Durchbildung des Grundrisses (Anlage) der Wille zur formalen Charakterisierung des Gebäudes so stark zum Ausdruck kommt, dass im Aufriss nur noch die Absicht unterstreichendes und unterstützendes Detail gegeben werden kann. Mein Streben ist, die Gestaltung des Aufrisses im Grundriss zwingend zu begründen und den Grundriss zum Träger, den Aufriss zum Interpreten des Formwillens zu machen. Daher kann beim Friedhof der Aufriss auf das „orientalische“ Detail verzichten, weil die Vielstützigkeit der Anlage (jenes Aneinanderreihen von Zelten, jenes Zeltlager der Orientalen – das mit der Zeit permanent wurde) die nationale Eigenheit des Bauens viel stärker betont und charakterisiert, als alle Ornamentik dies könnte. Denken Sie im Gegensatz dazu an jene jüdischen Kirchen (von 1870 bis heute) teils gotisch, teils muselmännisch!

Das Krematorium als Denkmal empfunden (Denkmal in dem Sinne, wie das Pantheon ein Denkmal ist), ist ein formales Etwas mit einem kräftestrahrenden und kräftebindenden Kern. Der Kreis mit den nach außen offenen Nischen bringt, wie ich glaube, dieses Empfinden ebenso zum Ausdruck wie das „Aus-dem-Boden-springen“ des Baues, wie die Zinnen, Lichtöffnungen, wie all das, was mit Recht Detail genannt wird.“<sup>47</sup>

## 4.2. DER URSPRÜNGLICHE ENTWURF UND VERÄNDERUNGEN BIS ZUM BAUBEGINN

Das Projekt mit der, an das Jahr des Wettbewerbes angelehnten Bezeichnung „1924“, konnte Grünberger für sich entscheiden. Betrachtet man die räumliche Situierung der geforderten Funktionen, so kann man erkennen, dass er besonderen Wert auf den Tempel legte, da er die Verwaltungs- und Gemeinderäumlichkeiten auf der rechten Parzelle ansiedelte.<sup>48</sup> Letztendlich wurde nur dem Neubau eines Tempels Rechnung getragen. Der Grund, weshalb die gemeinschaftlichen Räumlichkeiten nicht auf der rechten Parzelle gebaut wurden, ist nirgendwo angeführt. Diese Veränderung hatte zur Folge, dass die Synagoge diese zusätzlichen Funktionen abdecken musste.

<sup>46</sup> Dagobert Frey, „Glossen zum Krematoriumswettbewerb“, S. 72

<sup>47</sup> Ebendort, S. 73ff

<sup>48</sup> Ulrike Unterweger, „Die Synagoge in Wien Hietzing“, David - Heft Nr.70

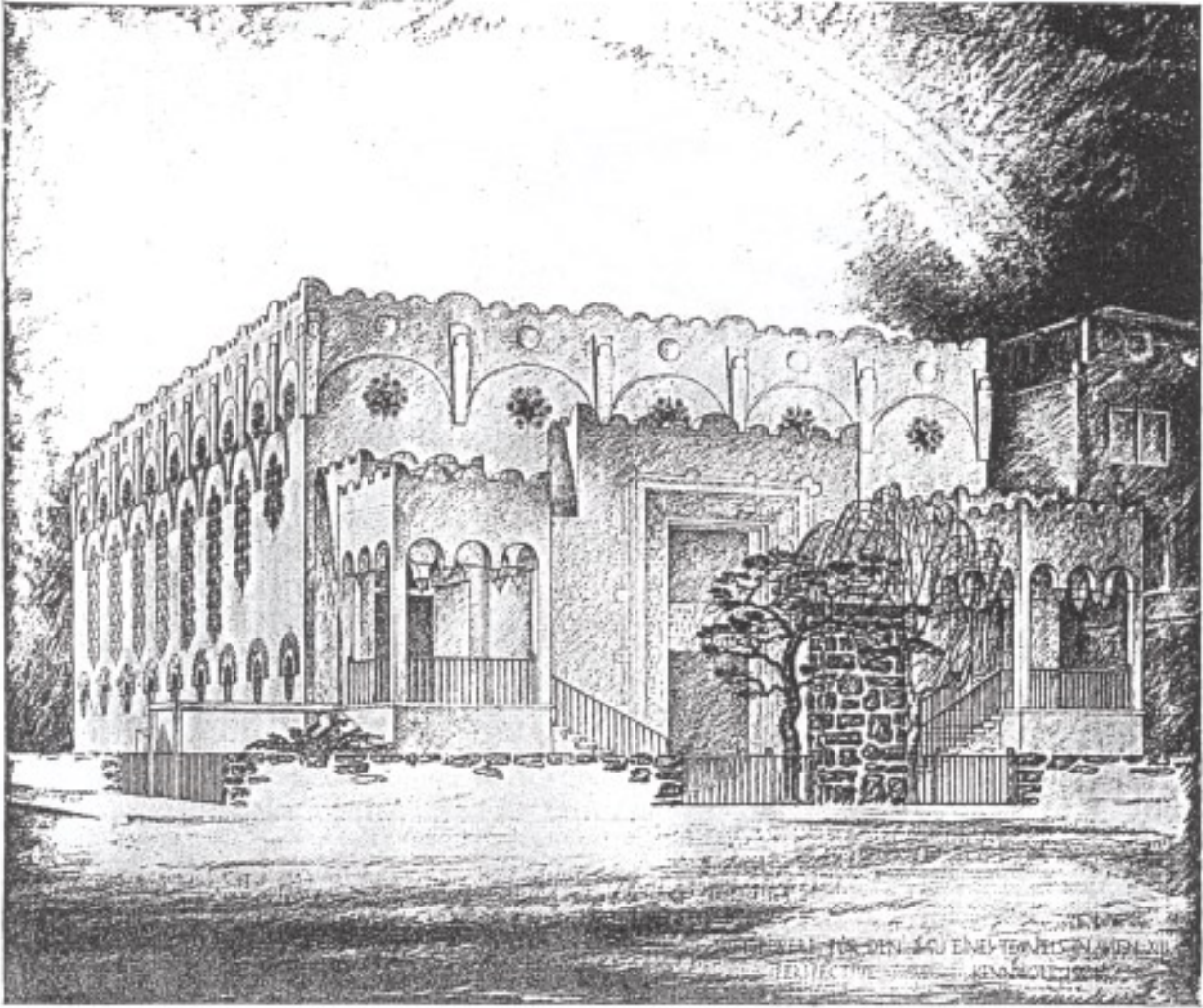


Abb.43 Perspektive „1924“, 1924

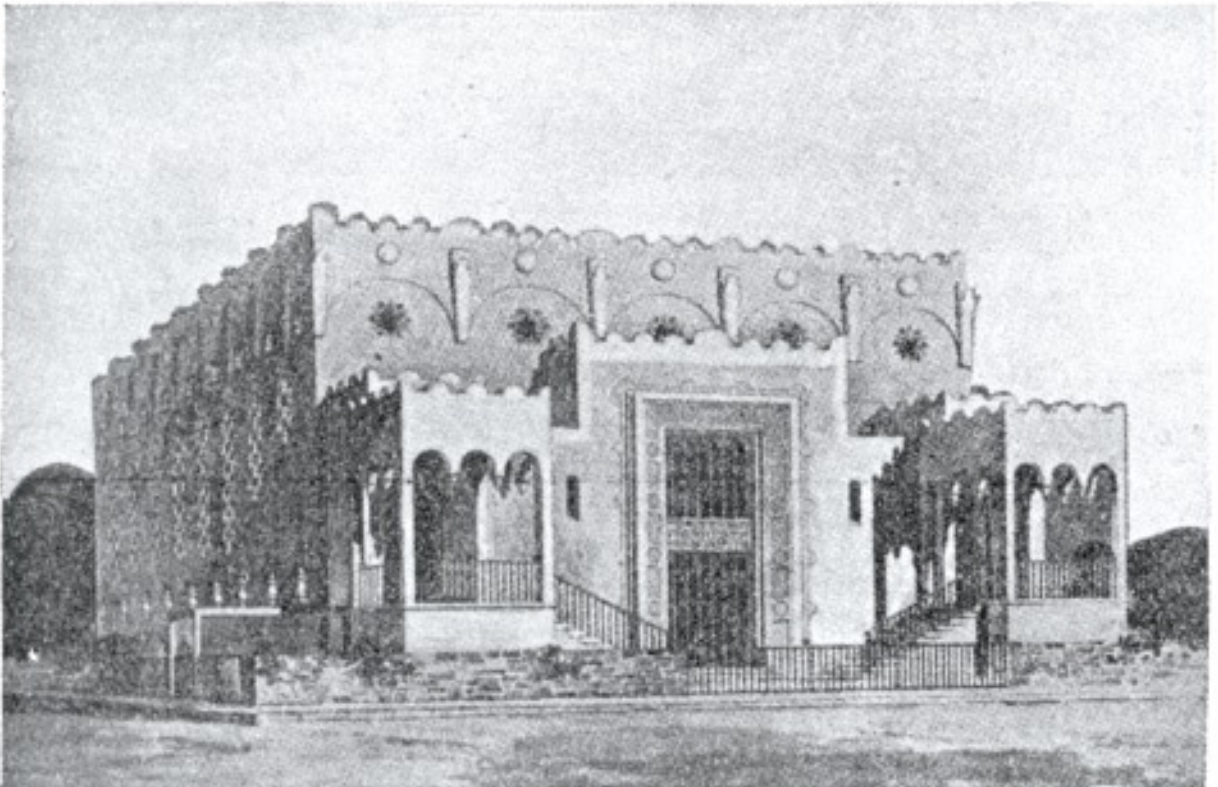


Abb.44 Perspektive „1924“, abgeändert, keine Datumsangabe

Das Bildmaterial zu den einzelnen Planungsstufen ist nur zum Teil chronologisch zuordenbar. Einige Veränderungen sind jedoch anhand der Pläne und Bildquellen ersichtlich:

Das **Eingangsportale des Tempels** aus dem Jahre 1924 war der tatsächlichen Ausführung sehr ähnlich. Der Eingang der Männer erfolgte über das Hauptportal, die Zugänge zu den Frauengalerien im Obergeschoß waren rechts und links angeordnet. Die Wegführung wurde dahingehend modifiziert, da diese im Jahre 1929 nur noch von der Nordseite erfolgte. Den Frauen wurde aufgrund der einachsigen Erschließung an der Neue Weltgasse eine separate Eingangssituation geschaffen. Dieser Entwurf wurde letztendlich wieder verworfen, es folgte die ursprünglich angedachte Variante mit den beiden Treppen an der Westseite.

Die Kubatur des Eingangsportals zur Wettbewerbsabgabe ließ die Synagoge massiv erscheinen. Durch die vorgelagerten Freitreppen der Frauen schoben sich die Baldachine vor das Hauptportal. Diese Anordnung drängte den restlichen Baukörper in den Hintergrund.

Die „**Fenstertrauben**“ des Jahres 1924 nahmen auf die Frauengalerie Bezug, wodurch diese an den Längsseiten nach oben hin abgestuft waren. Dadurch ließ sich die räumliche Gliederung im Innenraum bereits außen ablesen.<sup>49</sup> An der Perspektive aus dem Jahre 1924 erkennt man insgesamt acht Fenstertrauben, welche zwischenzeitlich durch sieben ersetzt, und schließlich achteckig gebaut wurden. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ist die Anordnung der Fenster innerhalb einer „Fenstertraube“: ein horizontal liegendes Fensterband auf Aughöhe, darüber die „Fenstertraube“, bestehend aus sechs Fenstern, und ein versetzt liegendes, abschließendes Fenster. Diese Aufteilung wich der achteckigen „Fenstertraube“ mit fünf gleichförmigen Öffnungen. Im Grundriss waren die selben Funktionen untergebracht; Trauzimmer und kleiner Betsaal waren jedoch vertauscht.

### 4.3. DIE FERTIGSTELLUNG DER SYNAGOGE

Die **Baubewilligung** wurde am 2. August 1928 ausgestellt, die Benützungsbewilligung erfolgte am 23. September 1929.<sup>50</sup> Der jüdische Adolf Jelletz, der gemeinsam mit Grünberger am Wettbewerb teilnahm, übernahm die Bauleitung und planliche Durchführung. Vor dem Ausbruch des I. Weltkrieges entstanden vier Wohnhäuser in Wien nach seinen Entwürfen. Nach Kriegsende stagnierte die, so hoffnungsvoll begonnene, architektonische Karriere. Lediglich der Wohnbau in der Gießaufgasse 33–35 beim Margaretengürtel trägt noch seine Handschrift. Jelletz starb 57-jährig 1936 in Wien und hinterließ keine schriftlichen Aufzeichnungen über seine Arbeiten. Mit der Ausführung des Baus der Synagoge wurde die Firma Melcher & Steiner beauftragt.<sup>51</sup>

Der **kubische Baukörper** misst 23,70m in Längsrichtung, 14,20m in der Breite und 10,20m in die Höhe. Dem Baukörper sind auf der Westseite das Eingangsportale mit den Abmessungen von 9,54m x 2,90m und auf der Ostseite Räumlichkeiten für den Rabbiner vorgelagert. Insgesamt ergeben sich somit Außenmaße von 30,20m x 14,20m.

49 Ulrike Unterweger, „Die Synagoge in Wien Hietzing“, David - Heft Nr.70

50 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk

51 Ruth Hanisch, Otto Kapfinger, „Der Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing“, S. 253

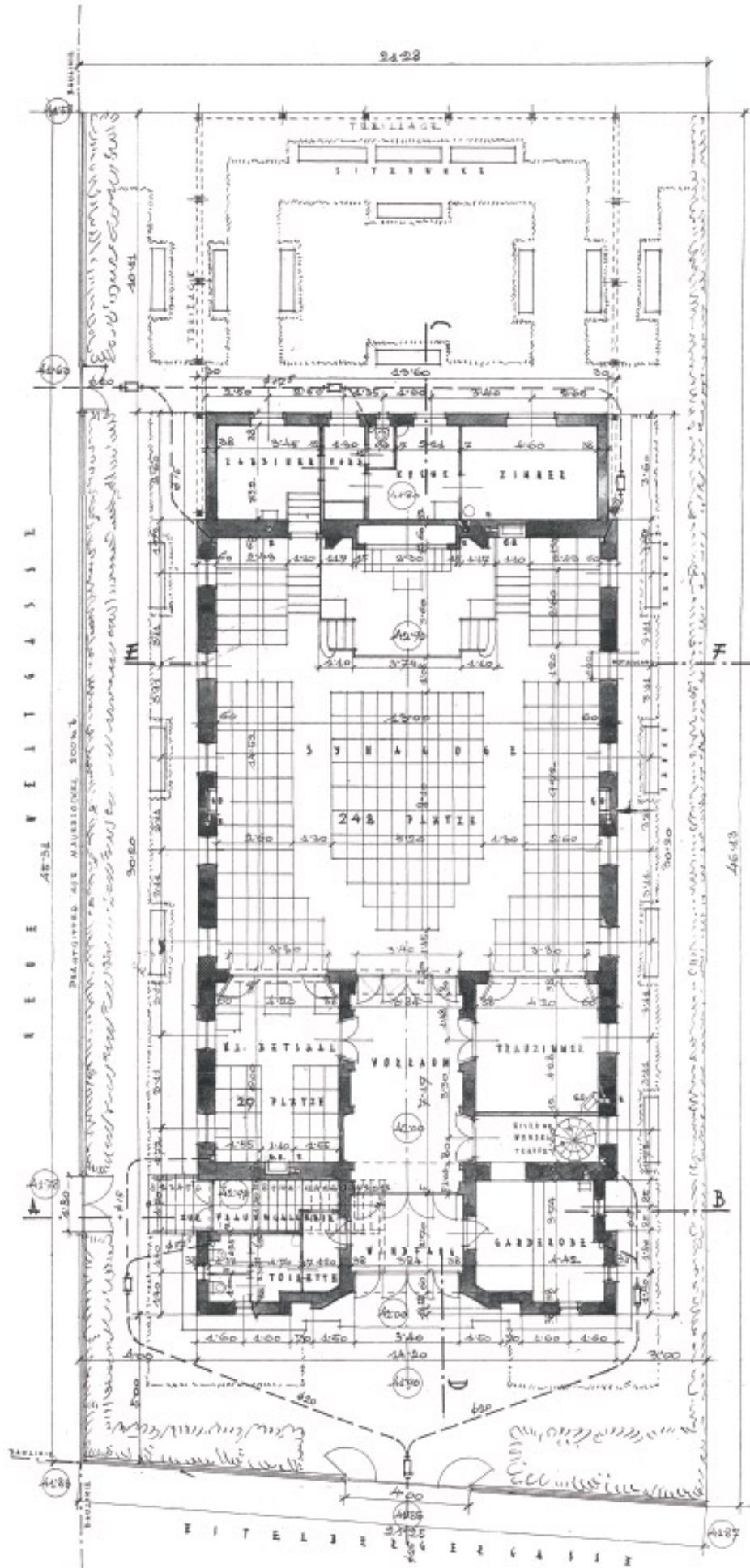


Abb.45 Grundriss April 1928



Die **Erschließung der Synagoge** erfolgt für Männer über das Hauptportal, für Frauen über seitliche gelegene Treppen die unter flankierenden Baldachinen hindurch führen. Die Räume Windfang und Vorraum sind linear entlang der Mittelachse (West-Ost) situiert und münden in den Betraum. Außerdem befinden sich im Erdgeschoss die Garderobe, die Toiletten mit angrenzendem Pissoir, das Trauzimmer und ein kleiner Betsaal mit 34 Sitzplätzen für die Benützung unter der Woche. Da die zweite Parzelle letztendlich doch nicht bebaut wurde, setzte Grünberger das Rabbinerzimmer, Toilette, Küche und ein weiteres Zimmer als kleinen, eingeschossigen Zubau hinter die Ostwand der Synagoge.

Die beiden **Treppen zur Frauengalerie** im Obergeschoss münden in einen Vorraum, von welchem die Frauengarderobe als auch die Toiletten erschlossen werden. Ebenso erfolgt von diesem Vorraum der Zugang zu einem kleinen Abstellraum sowie zu einer absperrbaren Wendeltreppe, die auf die Musikempore führt. Die Frauengalerie bietet Platz für 136 Sitzplätze. Über der Galerie thront die Musikempore, die man entweder über die Wendeltreppe oder die Treppen der Frauengalerie erreichen kann.

Die Synagoge war mit einem **Walmdach** bedeckt, welches von einem umlaufenden Zinnenkranz verdeckt wurde. Eisler konstatiert in dieser Formensprache Parallelen zu den Wehrsynagogen in Podolien und Wolhynien (Ukraine).<sup>52</sup> Die Fenster, welche gewisse Ähnlichkeit zu Davidsternen aufweisen, segmentieren die Fassade in gleichgroße Teile. Jedes Segment besteht aus fünf übereinander angeordneten Fenster, einem geringfügigen Vorsprung der Fassade und dem abschließenden, kreisförmig – eckigen Zinnenkranz. Mit der Aneinanderreihung verfolgte Grünberger wohl neben der Belebung der Fassade eine konstante Ausleuchtung des Innenraums. Carol Herselle Krinsky beschreibt die maurischen Formen als:

„Diese rythmisch unterschiedlichen Kurven und Spitzen wirkten wie arabische Schrift, wodurch der einfache „moderne“ Bau eine exotische Note bekam...“<sup>53</sup>

Almemor und Bundeslade sind wie gefordert an der Ostwand positioniert und werden über zwei Stufen zu beiden Seiten erschlossen.

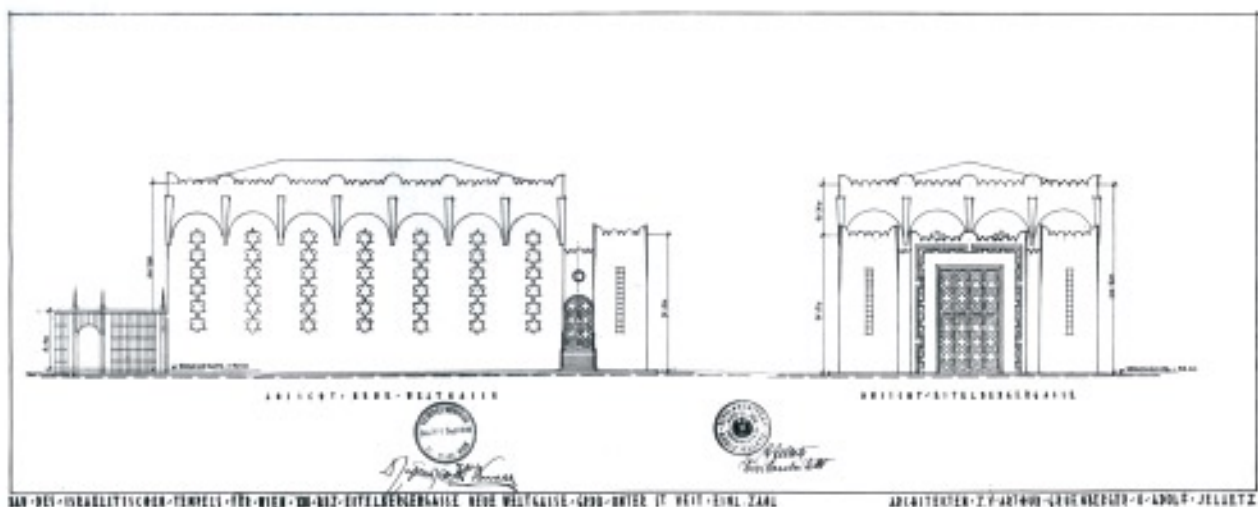


Abb.46 Ansicht West und Nord, April 1928

52 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825–1938“, S. 99

53 Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 188

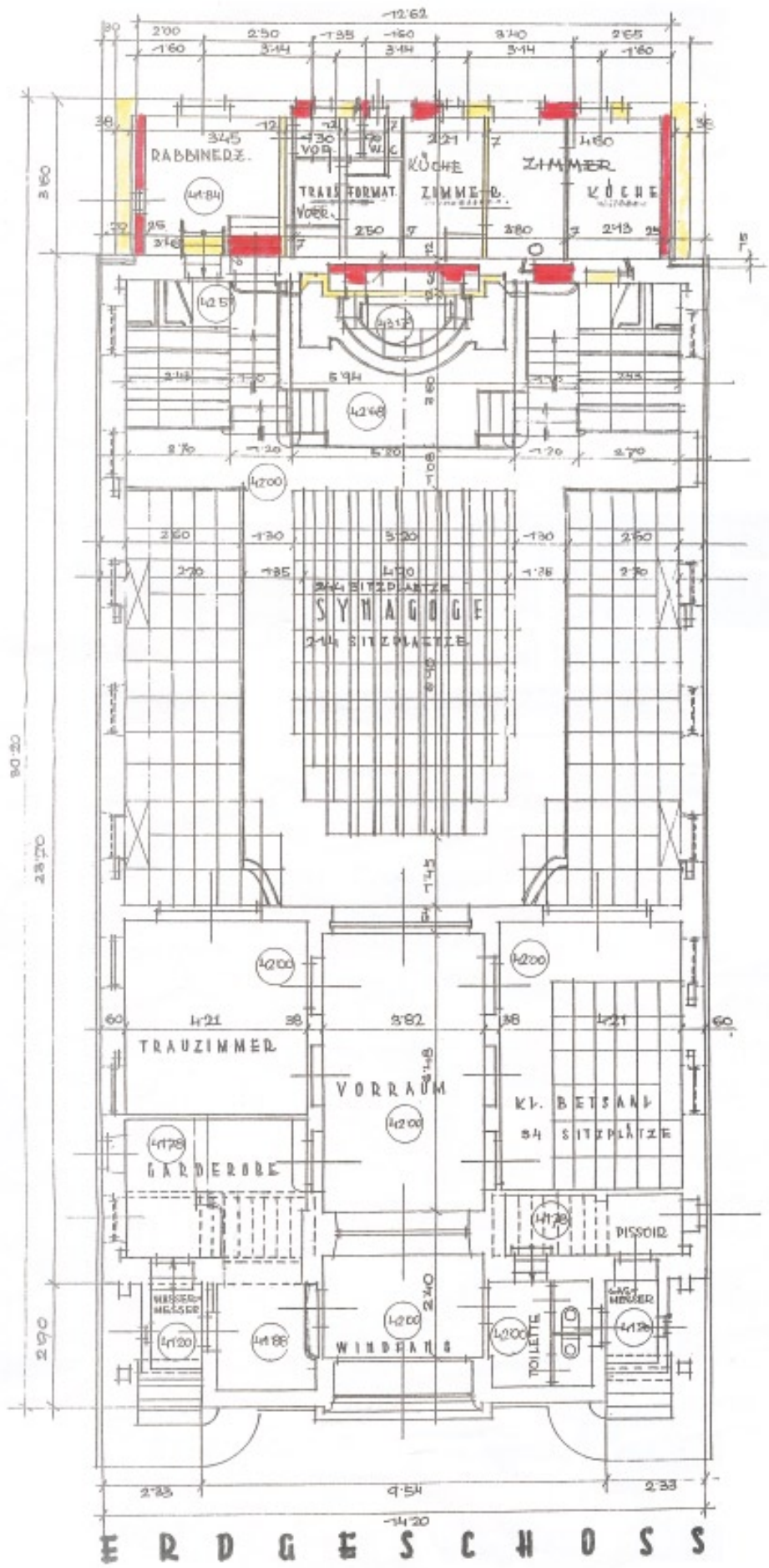


Abb.47 Grundriss Oktober 1928, Auswechslungsplan

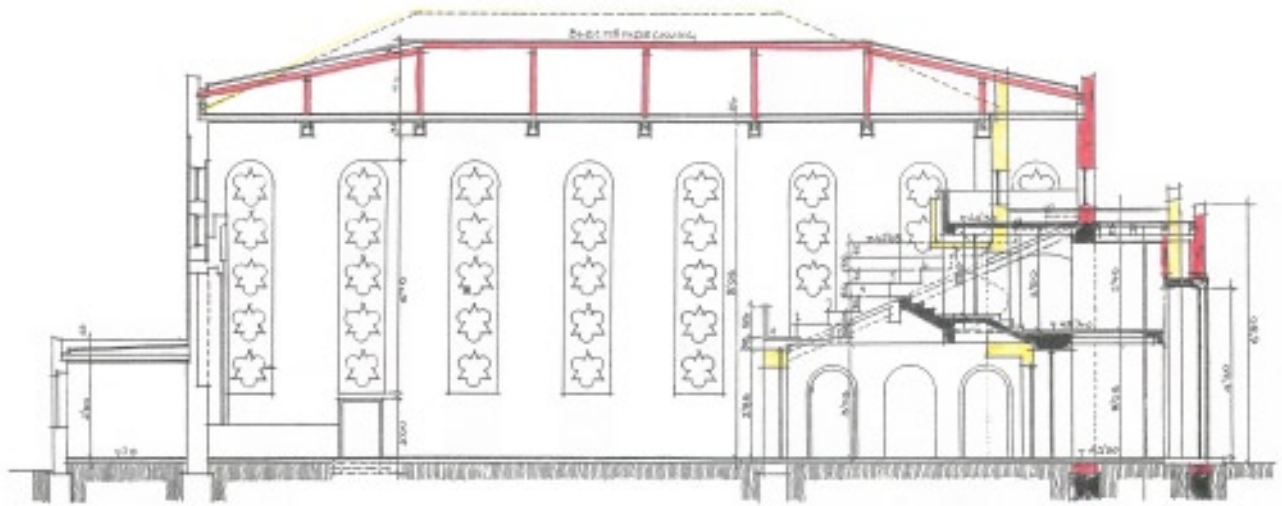


Abb.48 Längsschnitt C-D Oktober 1928,  
Auswechslungsplan

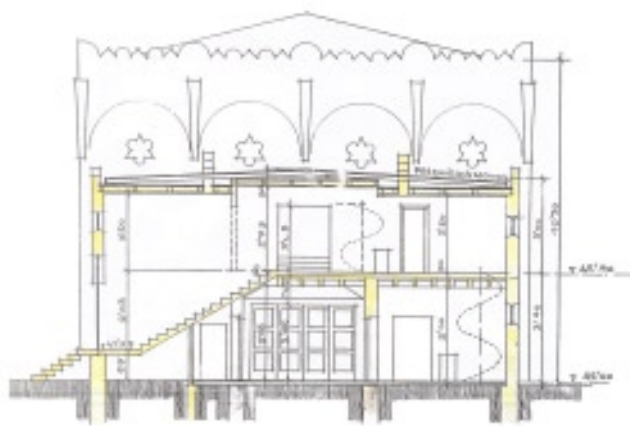


Abb.49 Schnitt A-B April 1928

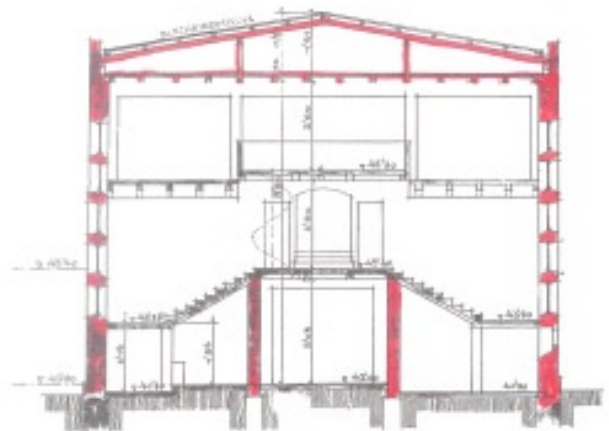


Abb.50 Schnitt A-B Oktober 1928,  
Auswechslungsplan

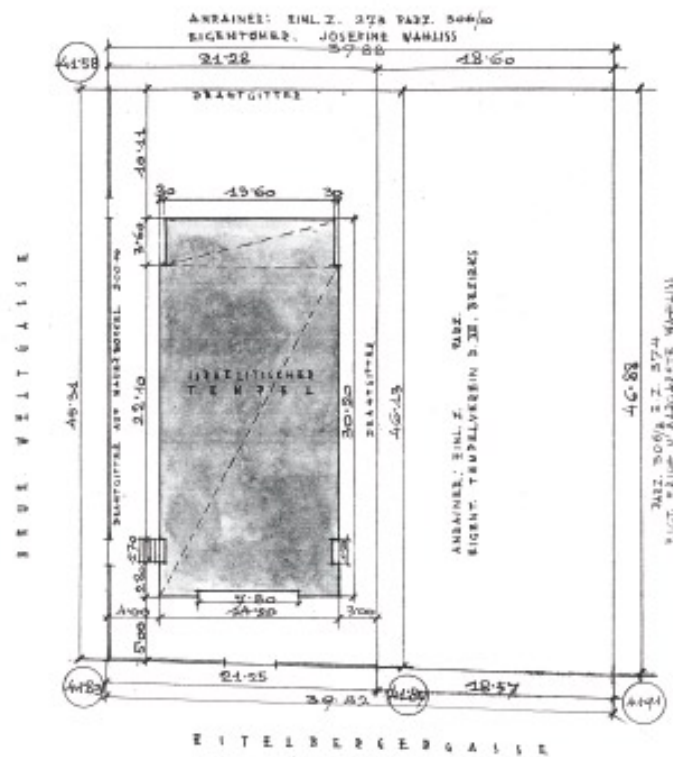


Abb.51 Lageplan 1928



Abb.52 Innenansicht, Photo Benedict



Abb.53 Almemor mit Toraschrein



Abb.54 Toraschrein

#### 4.4. VERWENDETE MATERIALIEN, KONSTRUKTION UND FARBGESTALTUNG

Grünberger reduzierte die Anzahl der verwendeten **Materialien** auf einige wenige. Das Mauerwerk sah er in Putz mit weißem Anstrich vor. Aufgrund der vorliegenden Quellen kann man auf diese Materialwahl bei sämtlichen Wänden der Synagoge schließen. Die tragenden Außenmauern wurden mit einer Dicke von 60cm, alle restlichen tragende Wände mit 38cm und sämtliche nichttragende Wände mit 12,5cm ausgeführt.

In klarem Kontrast dazu traten sämtliche Inneneinrichtungsgegenstände – **Türen, Toraschrein und Sitzbänke**. Diese wurden in dunklem Holz gefertigt, einzig die Zierleisten an den Türen wurden in hellerem Holz ausgeführt. Über die genaue Holzart liegen keine Aufzeichnungen vor. Das Hauptportal, genauer dokumentiert in Abb.11, greift dieselben rautenförmigen Verzierungen wie die Türen im Betsaal auf. Die „Füllung“ der einzelnen Rauten bestand jedoch nicht aus dem Türblatt sondern aus Glasscheiben, die somit etwas Tageslicht in den Windfang und Vorraum ließen. Der Toraschrein wurde aus Holz gefertigt und beinhaltete eine Platte - vermutlich aus schwarzem Stein oder Marmor -, in welchem der Davidstern und jüdische Schriften eingraviert waren. Die Gebotstafeln, die darüber angebracht waren, wurden durch einen „goldenen Sonnenkranz“ zusätzlich betont.

Die signifikanten **Fenstertrauben** werden im Innenraum zusätzlich durch Vertiefungen im Außenmauerwerk betont. Unter den, wahrscheinlich dem Davidstern abgewandelten, Fenstern mit drei Kleeblättern und drei Spitzen<sup>54</sup> befanden sich an beiden Seiten kreisrunde Vertiefungen, die keine Belichtungsfunktion übernahmen und somit wohl optischen Zwecken dienten.

Die künstliche **Belichtung** des Betsaales erfolgte über kugelförmige Leuchtkörper an den Seitenwänden und der Deckenkonstruktion. Die Leuchtquellen der Wände waren zwischen den Wandvertiefungen der Fenster entweder einzeln oder drei untereinander, angebracht. An der Decke bildeten die Leuchtkörper ein Fünfeck.

Das Geländer des Almemors wurden wahrscheinlich aus Gußeisen ausgeführt.



Abb.55 Davidstern



Abb.56 Fensterdetail Synagoge

54 Carol Herselle Krinsky, „Europas Synagogen“, S. 188

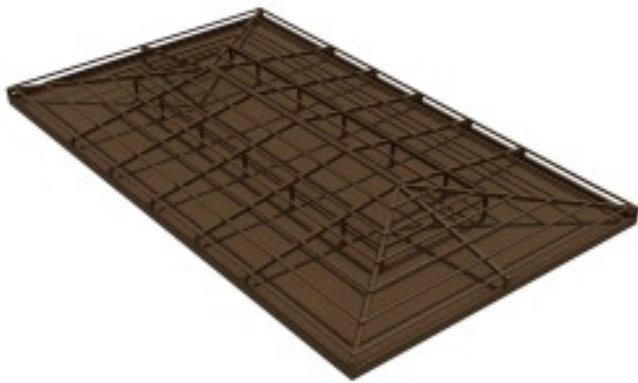


Abb.57 Dachstuhl

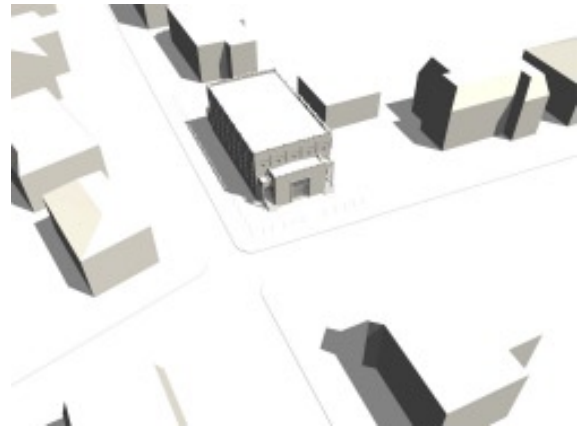


Abb.58 Städtebauliche  
Baukörperanalyse

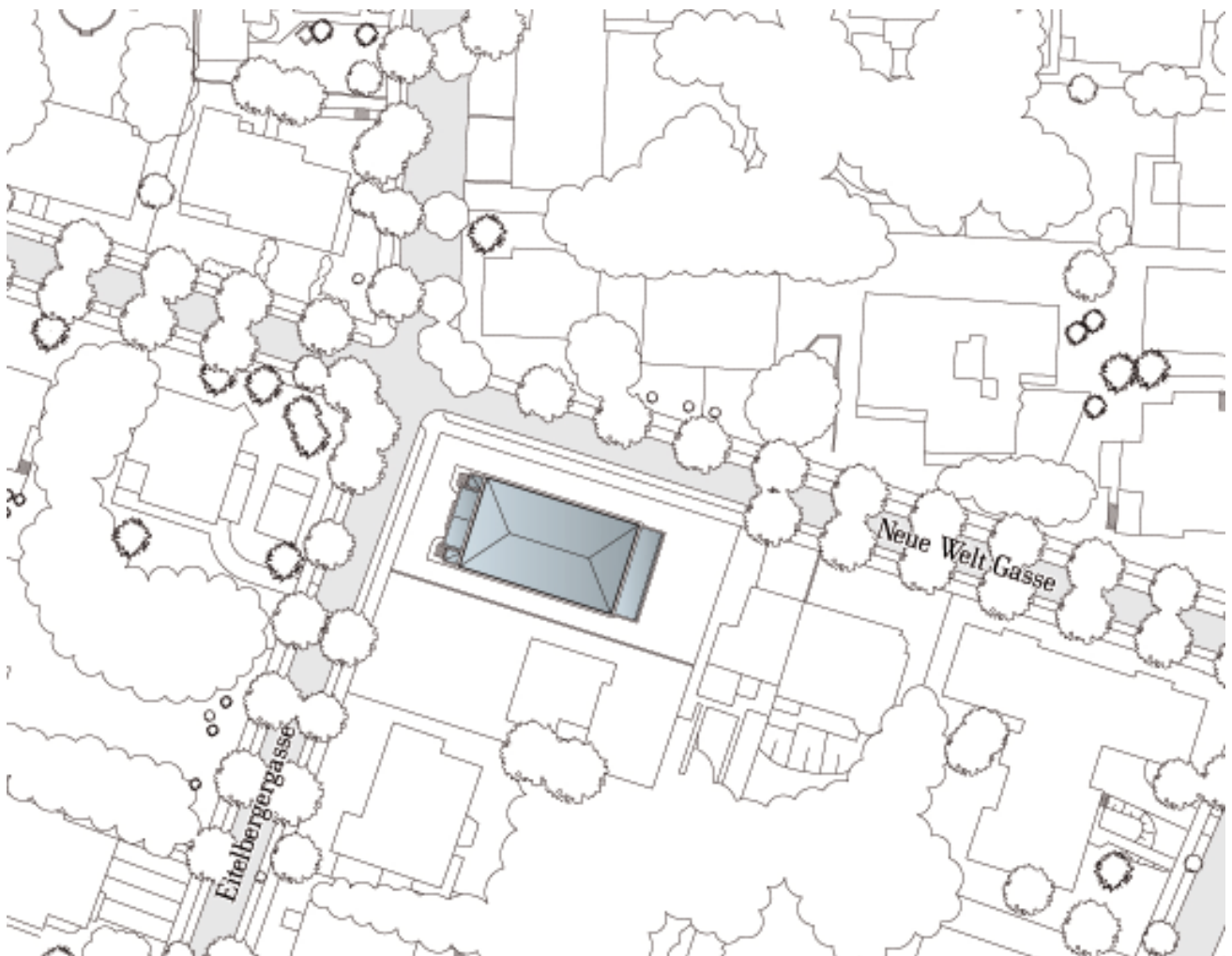


Abb.59 Lageplan der Synagoge

Es finden sich in den Planunterlagen Detailzeichnungen, die Aufschlüsse über das gewählte **Bodenmaterial** geben. Es handelt sich dabei um das Stufendetail der Stiege zur Frauengalerie, welches Betonstufen mit Eiseneinlagen, die beidseitig auf den Mauern aufliegen, zeigt. Daraus läßt sich die restliche Beschaffenheit des Bodens ableiten. Lediglich der Boden des Almemors dürfte aus weißem Marmor verkleidet gewesen sein, was eine übliche Materialwahl im Synagogenbau darstellt.

Bei der **Dachkonstruktion** handelt es sich um ein Walmdach, da die Giebelseite mit  $12^\circ$  und die Traufseite mit einer Neigung von  $10^\circ$  ausgeführt wurde. Statisch betrachtet wurde der Dachstuhl als Sparrendach ausgeführt, da sämtliche Lasten an den Fußpunkten an das übrige Gebäude abgegeben wurden. Um dem Knicken der Sparren entgegen zu wirken, wurden diese in der Mitte von Balken gestützt, welche wiederum die Last auf das Tragwerk der Decke ableitete. Die Zinnenkränze verdeckten neben dem Walmdach auch die innenliegende Entwässerung. Das Hauptdach wurde mit Blech eingedeckt; als Dachdeckung für Hauptportal und Zubau wählte man eine Presskiesdeckung.

#### 4.5. DIE STÄDTEBAULICHE SITUATION UND DIE ZEIT NACH DEM KRIEG

Der **Bauplatz** befand sich im Villenviertel Wien-Hietzing, welches von freistehenden Baukörpern dominiert wird. Bei einem Spaziergang durch das Gebiet um das Grundstück wird die luxuriöse Lage, eingebettet in eine der grünen Regionen Wiens, sichtbar.

Anhand Abb. 51 sind beide Grundstücke des Tempelvereins mit der Bebauung des Tempels auf dem nördlichen Grundstück ersichtlich. Die nebenliegende Parzelle auf der ursprünglich der Bau der Verwaltungs- und Gemeinderäumlichkeiten vorgesehen war, blieb unberührt. Aus den Aufzeichnungen geht keine nachträgliche Bebauung hervor. Somit ist naheliegend, dass die Parzelle bis zum Verkauf beider Grundstücke 1968 leer stand.

Wie bereits unter Kapitel 2 angeführt, wurde nach Veräußerung des Grundstücks ein Wohnhaus auf dem Grundstück errichtet, welches bis heute Bestand hat. Abb.59 zeigt eine Villa, welche bereits zur Zeit der Errichtung der Synagoge bestand.



Abb.60 Eitelberggasse 20



Abb.61 Blick Ecke Eitelberggasse/Neue Welt Gasse



Abb.62 Frontalansicht der Westfassade



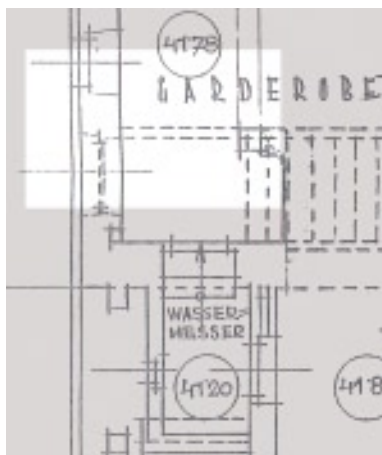
Abb.63 Blick Ecke Eitelberggasse/Neue Welt Gasse



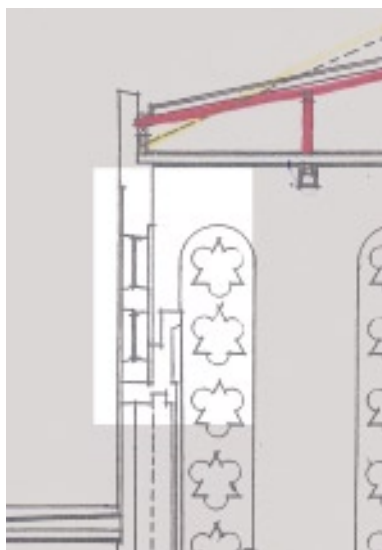
## 5. DIE VIRTUELLE REKONSTRUKTION DER SYNAGOGE

Aufgrund umfangreicher Recherche und Analyse der Synagoge Wien Hietzing ergab sich eine befriedigende Ausgangssituation für eine realistische Rekonstruktion. Neben den erhobenen Plänen auf der Baupolizei, die, neben den Einreichplänen auch einen Auswechslungsplan zu Tage brachten, konnte ich auf einige Fotografien der Aussenfassade sowie einigen Aufnahmen des Betsaales zurückgreifen. Da diese, der damaligen Technik entsprechend, in Schwarzweiß aufgenommen wurden, ist eine genaue Bestimmung der verwendeten Materialien bedingt möglich.

Die **Problematik der historischen Grundlagen** lag neben der schwierigen Materialdefinition in der Aufbereitung der Pläne. Die unterschiedlichen Planungsstände mußten zusammengeführt, überprüft, und gegebenenfalls korrigiert werden. Neben diversen maßstäblichen Ungereimtheiten gestaltete sich vor allem die Fensterteilung als schwieriges Unterfangen.



Die **Anordnung der Fenster** basiert auf einer Unterteilung in acht Teile. Vergleicht man das Planmaterial mit den Fotos, so setzt die Wand der Stiege zur Frauengalerie direkt im, und nicht neben dem Fenster, an. Diese Problematik setzt sich – ich bin von einem Achsmaß von 296,25cm ausgegangen – an der Westfassade fort. Die Länge der Fassade mißt 14,20m und soll fünf gleichmäßige Teilungen beinhalten. Die begleitenden Bogenzapfen werden durch einen halbkreisförmigen Vorsatz der Außenfassade zusätzlich betont, welche an Breitseite des Baukörpers nicht einem exakten Halbkreis glichen.



Auch an der gegenüberliegenden Ostseite lieferte das Planmaterial nicht den gewünschten Aufschluss über die bauliche Umsetzung. In der Wand befinden sich insgesamt sechs „Fenstertrauben“, jeweils eine zur linken und rechten Seite des Almemors, und vier zur Akzentuierung des Toraschreins in der Fassadenmitte. An der Außenfassade ergibt sich somit die Frage, wie die halbkreisförmigen Vorsätze ausgesehen haben, beziehungsweise in welcher Form und Anordnung die Bogenzapfen angebracht waren. Da es sich bei der Ostfassade um die Hinterseite des Bauwerkes handelt, darf man davon ausgehen, dass lediglich die Eckzapfen ausgeführt wurden.

Abb.64 Problematik Fenster

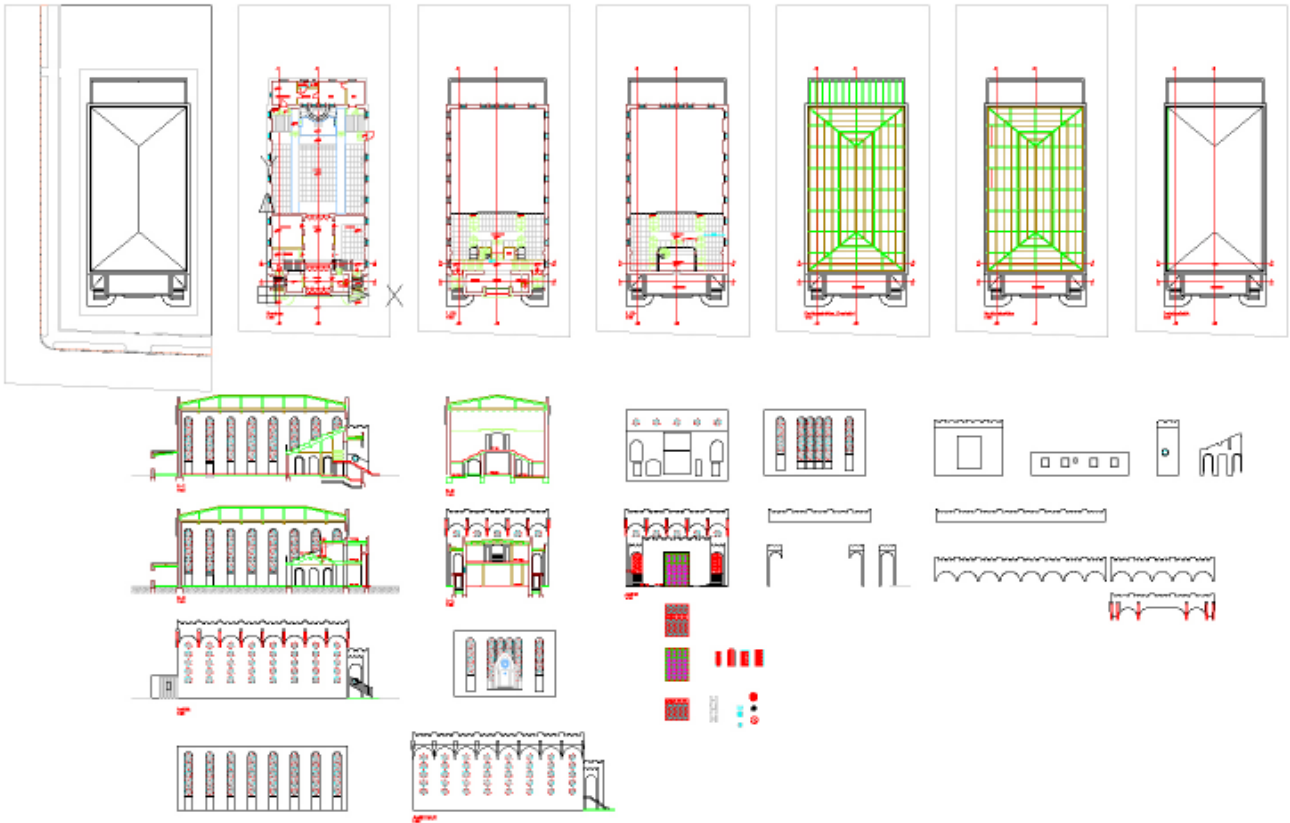
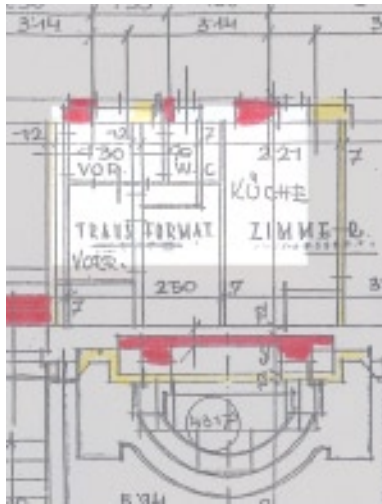


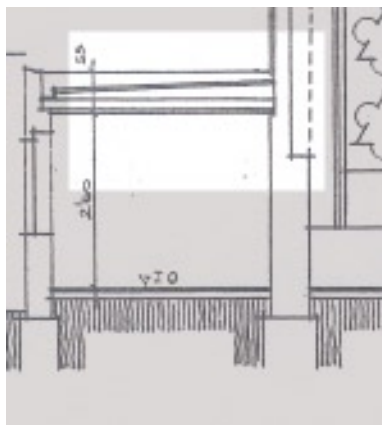
Abb.65 Screenshot AutoCAD



Abb.66 Screenshot AutoCAD



Die genaue **Anordnung der nichttragenden Wände** mit dem resultierenden Raumprogramm konnte nicht erstellt werden. Die Räumlichkeiten für den Rabbiner setzten sich aus einem Rabbinerzimmer, einem zusätzlichen Zimmer, einer Küche und einem kleinen Vorraum mit angrenzender Toilette zusammen. Erschlossen wurde der Anbau direkt wohl direkt über den Betsaal der Synagoge. Die rechte Türe der Ostfassade wurde laut Plan als Scheintüre ausgeführt, da hinter der Verblendung massives Mauerwerk eingezeichnet ist.



Als letzte Problematik führe ich den **Anschluss der Dachkonstruktion** des Anbaus mit der Außenwand an. Da die Konstruktion und Dachdeckung über dem tiefsten Fenster der „Fenstertraube“ lag, wurden diese blind ausgeführt. Diese Annahme bestätigt sich in Abb.52, auf der deutlich zu erkennen ist, dass durch diese Fenster kein Licht dringt. Das dahinterliegende Mauerwerk kann somit die auftretenden Lasten der Dachkonstruktion in das Fundament abtragen.

Abb.67 Problematik Fenster

## 5.1. AUFBEREITUNG DES PLANMATERIALS IN AUTOCAD

Im Zuge der Ausbildung der Technischen Universität und einer gewissen Leidenschaft bezüglich 2D- und 3D-Programmen, stellten gängige Softwarepaketen wie FormZ, Cinema4D, 3ds MAX und Maya kein Neuland dar. Anders verhielt es sich mit dem gewünschten ArchiCAD-Dateiformat, welches einer Datenbank über Synagogen in Wien zugeführt werden soll. Es stellte sich somit die Frage der bestmöglichen Umsetzung der Synagoge. Seitdem Autodesk die 3D-Software 3ds MAX von discreet übernommen hat, wurde, beginnend mit Version 7.0 die Schnittstelle zwischen Autodesk's AutoCAD und 3ds MAX kontinuierlich verbessert. Dies wirkte sich auf den Datenaustausch – und somit den ‚Workflow‘ – zwischen den beiden Programmen aus, und macht ein perfektes „3D-Projekt“, beginnend mit den Plänen bis hin zur hochwertigen Visualisierung, möglich.

Die **Ebenendefinition** für AutoCAD leitete sich über die Funktionalität der einzelnen Elemente her. Die Strichstärke und Farbe, beziehungsweise die zugewiesenen Plotstile sind für die Implementierung der Daten in 3ds MAX unwichtig und dienten hauptsächlich der besseren Orientierung. Die Bezeichnung der Ebenen leitete sich von den unterschiedlichen funktionalen Elementen der Synagoge ab: A\_1\_Tür, A\_1\_MW (tragend), A\_1\_L (nichttragend), A\_1\_Glas oder A\_3\_Dim für die Bemaßung des Tempels.

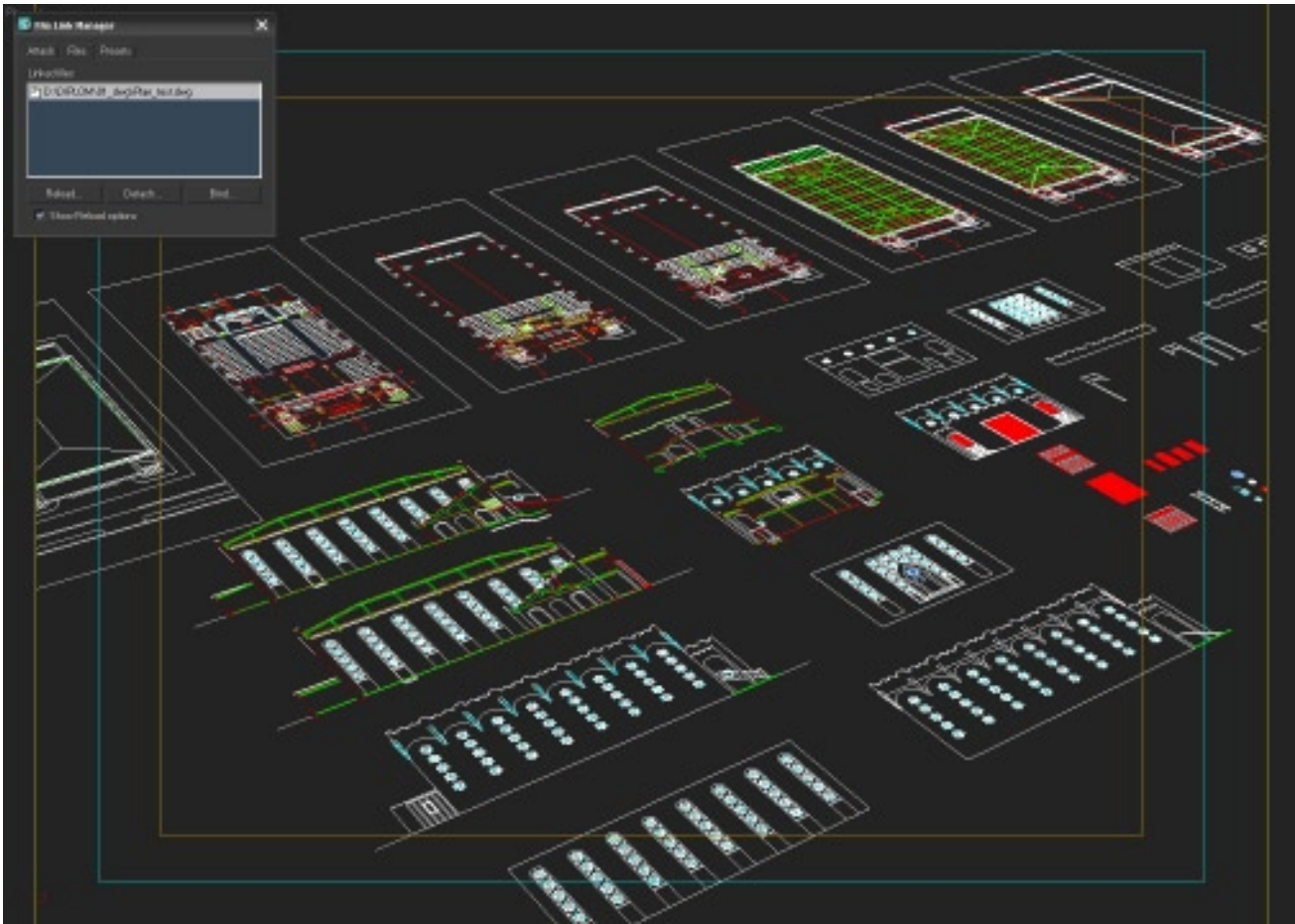
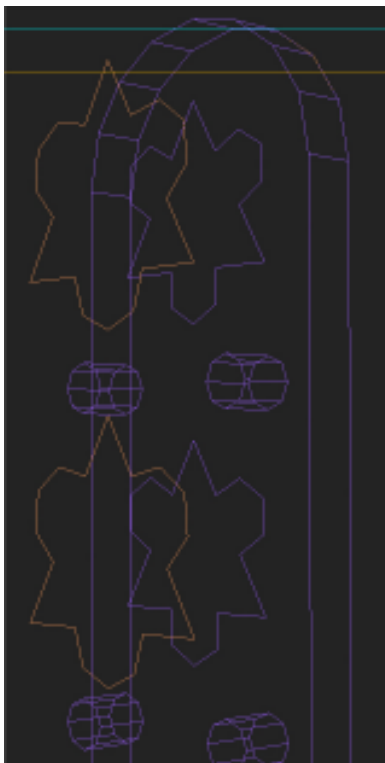
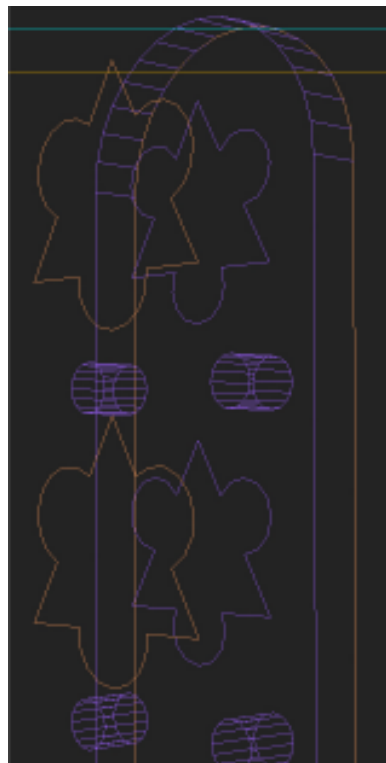


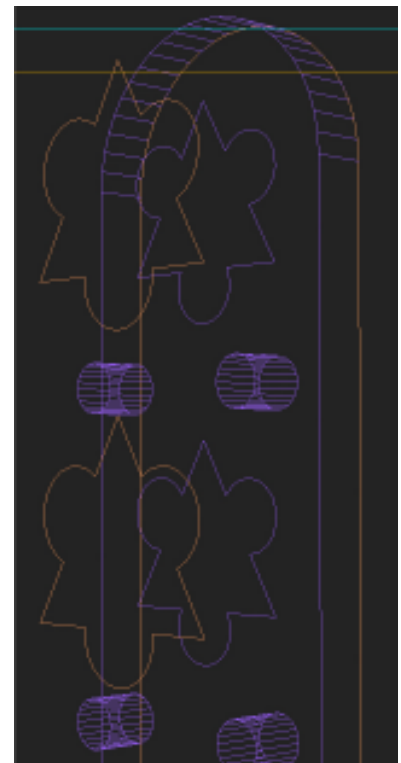
Abb.68 File Link Manager, 3ds MAX



Interpolation/Steps: 1



Interpolation/Steps: 3



Interpolation/Steps: 5

Abb.69 Low-, Mid- und Highpoly-Modelling, 3ds MAX

Um die Fehlerquote im späteren 3D-Modell auszuschließen, wurden sämtliche Pläne in AutoCAD gezeichnet und überprüft. Dabei wurden die Baupläne nicht gescannt und als Hintergrundbild (engl. Template) in die Datei geladen, sondern anhand der ausreichenden Bemaßung die Pläne konstruiert.

Neben der Notwendigkeit der 2-dimensionalen Daten für die Rekonstruktion, wurden diese auch als **Pläne im Maßstab 1:100** verwertet. Sämtliche, bei der Baupolizei aufliegenden Auswechslungspläne, wurden nach bestem Gewissen aufgearbeitet und zusammen mit den vorliegenden Fotografien in einen Plan zusammengefasst. Diese Pläne sind im Anhang der Diplomarbeit abgebildet und entsprechen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit der Bauausführung.

## 5.2. MODELLIEREN IN AUTODESK 3DS MAX

Eine große Hilfe für den Datenaustausch zwischen AutoCAD und 3ds MAX stellt der ‚File Link Manager‘, der seit Version 7.0 in die Software integriert wurde, dar. Mit diesem Tool kann das AutoCAD-file mit sämtlichen Informationen geladen, aktualisiert, und entladen werden. Somit ist ein paralleles Arbeiten auf beiden Programmen möglich, und die Daten können leicht auf den neuesten Stand gebracht werden. Neben den Polylinien übernimmt der ‚File Link Manager‘ auch die vorab definierten Ebenen des AutoCAD-files, was eine gemeinsame Layerstruktur der beiden Softwarepakete gewährleistet.

Der Aufbau des 3D-Modelles erfolgte ähnlich der Errichtung eines realen Projektes. Vom Fundament beginnend, wurden zuerst die **tragenden Wände** errichtet. Um eine bestmögliche Handhabung und Gestaltungsmöglichkeit zu gewährleisten, wurden die Wände nicht mit Hilfe der ‚Boolschen Operation‘ modelliert, sondern es wurde auf die 2-dimensionalen Daten des AutoCAD-files zurückgegriffen. Bei einfachen Geometrien werden die Polylinien aus dem AutoCAD-file extrudiert und anschließend miteinander verschnitten. Die ‚Boolsche Operation‘ hingegen reduziert die Bearbeitbarkeit auf ein Minimum, da sämtliche Informationen durch sie in 3ds MAX verloren gehen.

Alle Außenwände des Tempels wurden als ‚Splines‘, welche von AutoCAD übernommen wurden, modelliert. Diese Variante der Modellierung macht sich vor allem bei Objekten mit runden Formen – Kreis, Ellipse, Bogen – bezahlt, da in 3ds MAX die Kurvenunterteilungen (engl. Interpolation) den Anforderungen an ‚Low-, Mid- oder Highpoly-Modeling‘ angepaßt werden kann. Das 3D-Modell der Synagoge soll letztlich einer ArchiCAD-Datenbank zugeführt werden. Deshalb wurden die Wände mit mittleren Unterteilungen modelliert, um die Datenmenge so klein als möglich zu halten und trotzdem gute Ergebnisse bei der Visualisierung zu erzielen. Die Datenmenge konnte durch die angewandte Modellierung minimiert, die Bearbeitbarkeit maximiert werden. Die Vorteile dieser Methode zeigt Abb.67.

Die **Fenster** wurden ebenfalls mit Splines erzeugt und anschließend mit dem ‚Extrude-Modifizier‘ belegt, was noch immer eine Auswahl der Spline im Modifikatorstapel der 3ds MAX-Oberfläche ermöglichte, und Information und Bearbeitbarkeit der 2D-Daten zur Gänze vorhanden blieb. Die Sohlbank des Fensters wurde gegen Schlagregen mit leichtem Gefälle und einer überstehenden Tropfnase ausgeführt. Die Dicke der Scheiben beträgt im 3D-Modell aufgrund der besseren Visualisierungseigenschaften eine Dicke von 2cm. Mit der **Dachkonstruktion** und

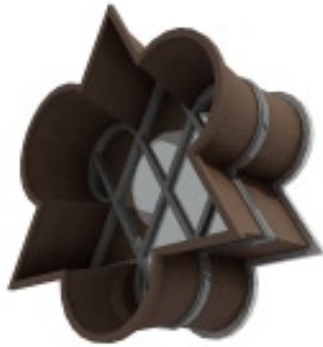


Abb.70 modelliertes Fenster mit Fensterglas, Rahmen und Tropfnase

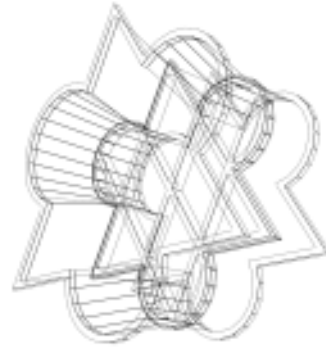


Abb.71 Fenster, Wireframe-Ansicht

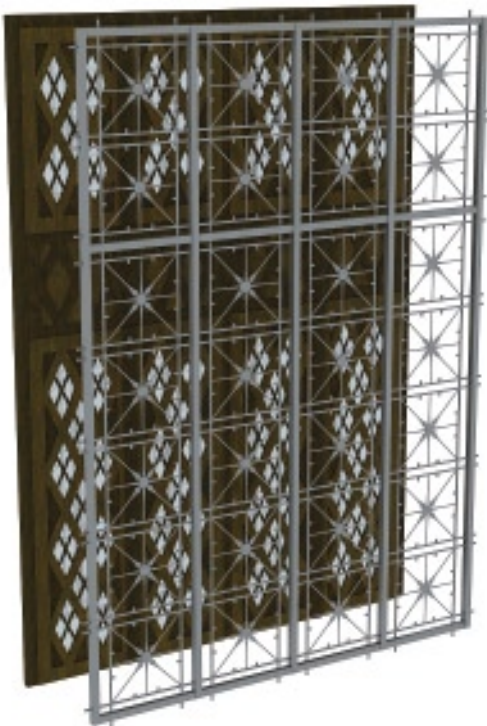


Abb.72 3ds MAX-Modell des Hauptportals

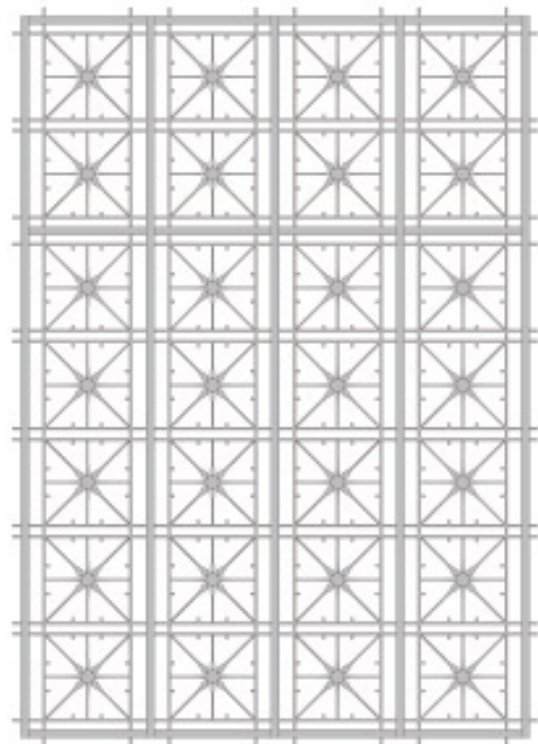


Abb.73 AutoCAD-Modell des gusseisernen Hauptportals

der abschließenden Deckung wurde die Außenhülle des Baukörpers fertig gestellt. Die Polylinien der AutoCAD-Datei wurden, entsprechend der Längen der Sparren und Balken, extrudiert und an den Eckpunkten miteinander verschnitten. Sowohl die Presskiesdeckung als auch die Blechdeckung des Betsaales wurden nach demselben Prinzip konstruiert.

Den vertikalen Abschluss des Tempels stellt der umliegende **Zinnenkranz** aus Blech dar. Die 2-dimensionale Grundgeometrie der AutoCAD-file wurde auf dem Mauerwerk aufgesetzt, extrudiert, und mit einem Gefälle von  $10^\circ$  in der z-Achse verschoben. In Natura diene dies dem Abrinnen des Regenwassers in die innenliegende Regenrinne.

Aufgrund der Fotos des Archivs der Österreichischen Nationalbibliothek und Kitty Schrotts konnte das **Eingangsportal** des Tempels genau rekonstruiert werden. Um die Plastizität der sternförmigen Streben zu erhöhen, wurde die extrudierte Geometrie mit dem ‚Bevel-Tool‘ abgescrägt. Üblicherweise verwendet man zur Abrundung von Geometrien mit einer Kantenneigung  $>45^\circ$  den ‚Mesh Smooth‘-Modifikator, der die ursprüngliche Fläche in kleinere Flächen trianguliert. Davon wurde in Hinblick auf einen rapiden Anstieg der Dateigröße abgesehen.

Der **Chor** und die **Frauengalerie** konnte nur anhand der verfügbaren Pläne der Baupolizei rekonstruiert werden, da von diesem Teil der Synagoge keine Fotografien existieren. Ebenso verhält es sich mit dem Vorraum und den umliegenden Räumlichkeiten wie Bet- und Trauzimmer. Somit blieb als Konsequenz die formalen Charakterzüge dokumentierter Elemente der Synagoge sinngemäß auf diese zu übertragen. Für die Bestuhlung der Frauengalerie diene jene des Betsaales als Referenz, für den Chor wurde das, den Almemor umgebende Geländer, herbeigezogen.

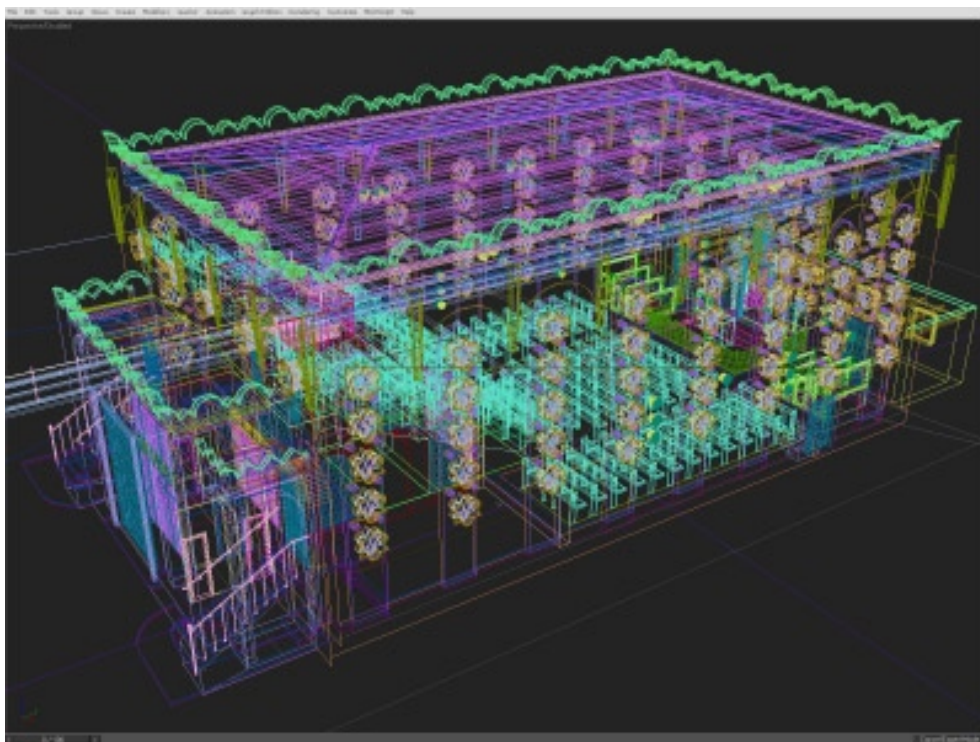
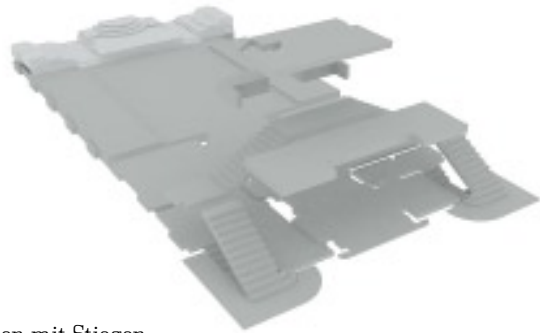


Abb.74 3ds MAX-Modell im Expertenmodus  
(Wireframe Darstellung)



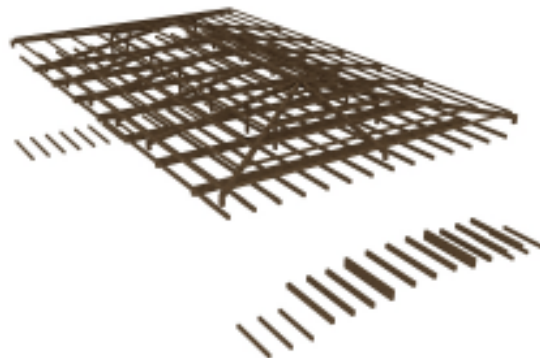
Beleuchtung



Boden mit Stiegen



Vordach und Zwischendecke



Dachkonstruktion



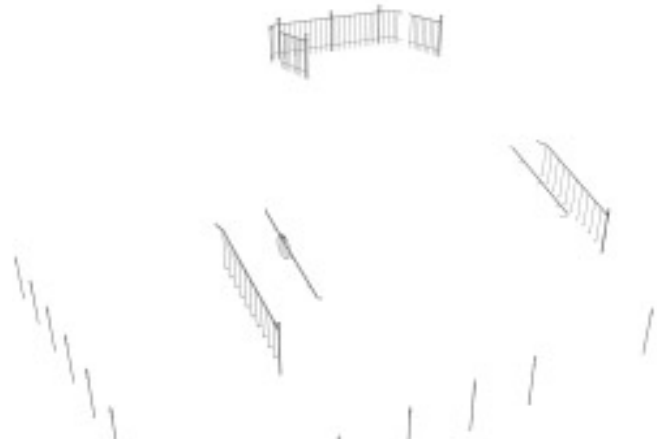
Glas



Fensteröffnungen



Fensterrahmen



Handlauf, Zaun und Geländer

Abb.75 Übersicht der Ebenen in 3ds MAX





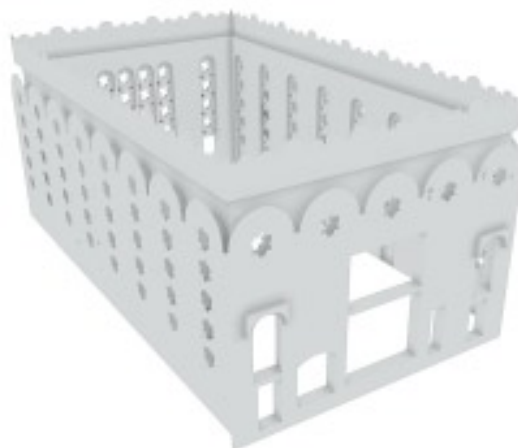
Bestuhlung



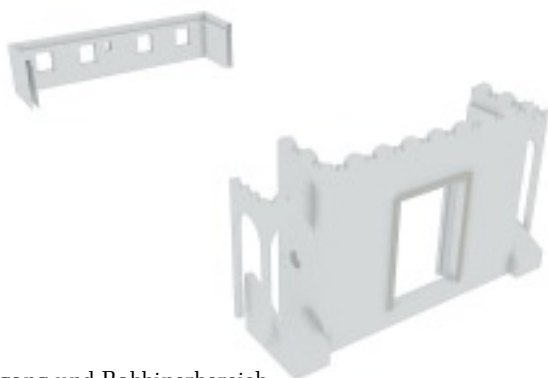
Türen mit Portal



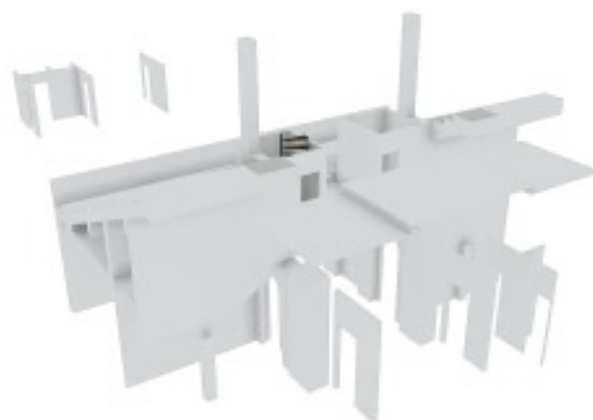
Bodenplatte und Gehsteig



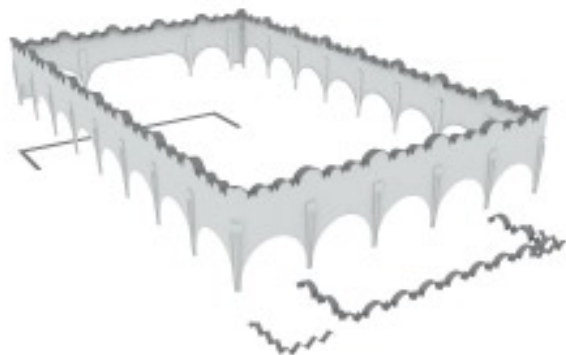
Wandaufbau Außenwände



Eingang und Rabbinerbereich



Fraugalerie, nichttragende Wänden und Chor



Verzierung



Almemor

Abb.76 Übersicht der Ebenen in 3ds MAX

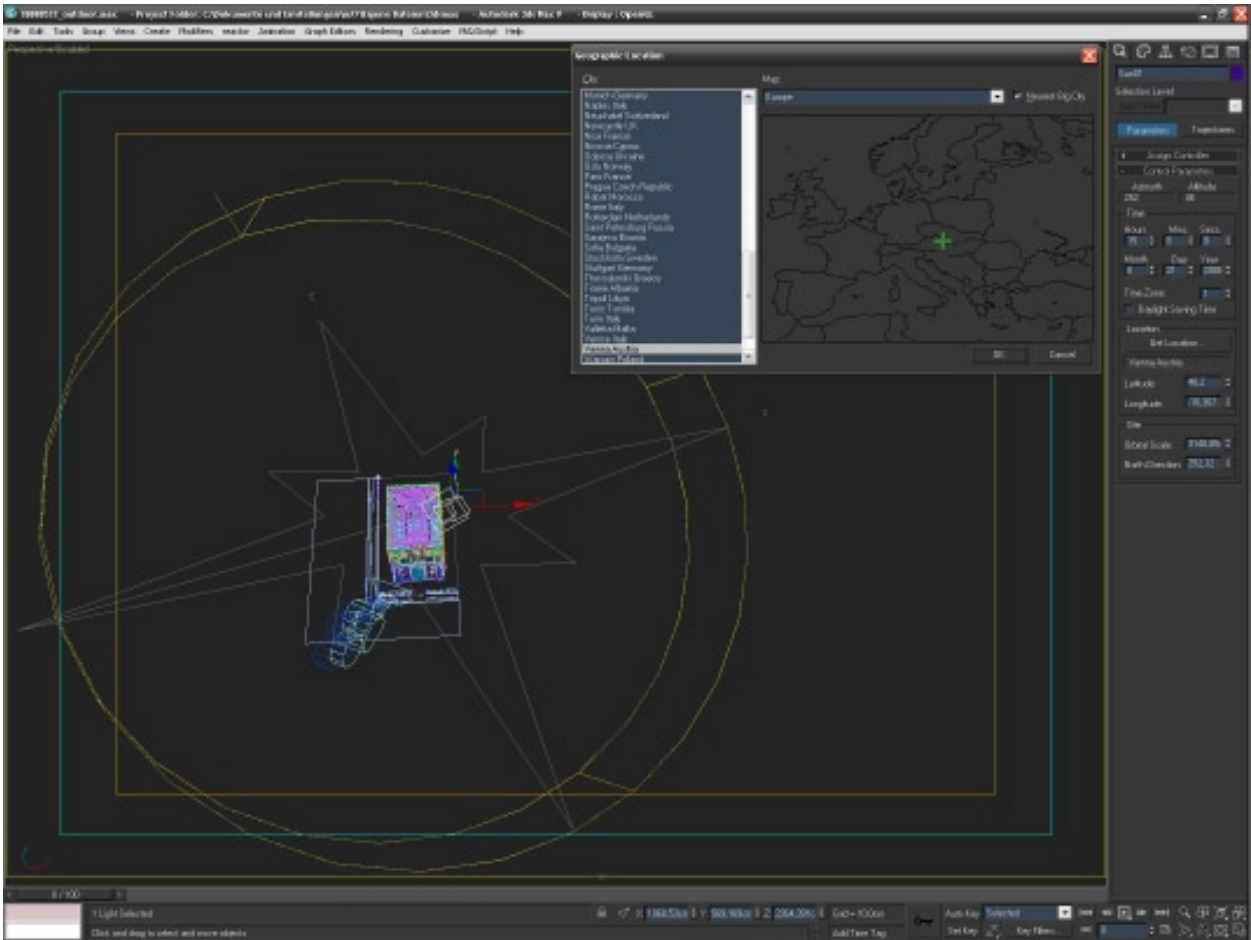


Abb.77 'Sun-Parameters', 3ds MAX

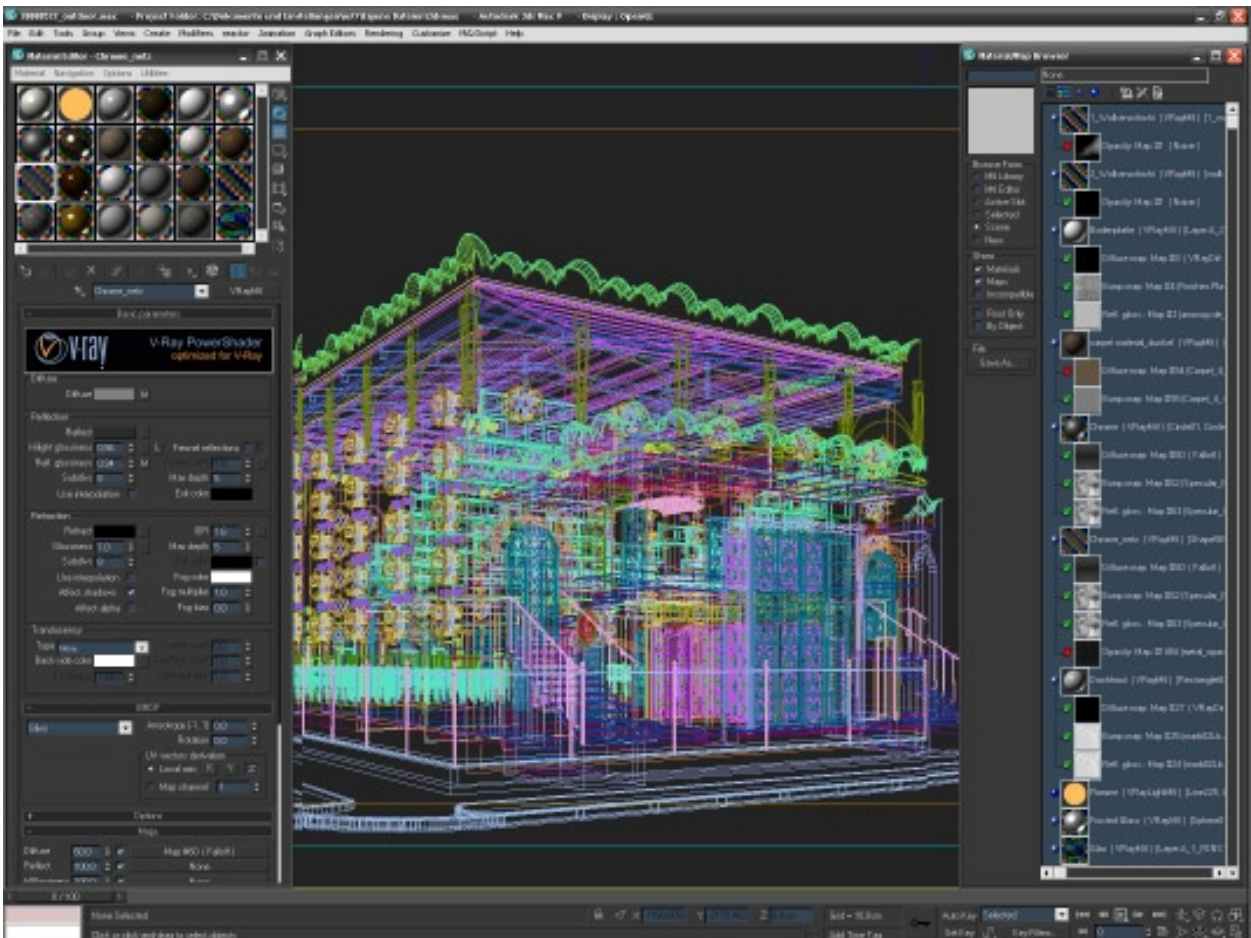


Abb.78 Material Editor und Material/Map Browser, 3ds MAX

### 5.3. DAS RENDERPLUGIN V-RAY

Bevor das 3D-Modell für das Render-plugin V-Ray mit entsprechenden Texturen versehen wurde, anbei noch ein Trick von 3ds MAX:

Mit Hilfe des ‚**Camera Match**‘-Tools wird die Position der 3ds MAX-Kamera dem Standpunkt eines Bildes/Fotos nachempfunden. Zuerst positioniert man mindestens fünf ‚CamPoints‘ an beliebigen Stellen des Bildes, welches zuvor als Hintergrundbild ausgewählt wurde. Dafür eignen sich im Besonderen markante Punkte des Baukörpers wie Eckpunkte, Türen oder Fassadenvorsprünge. Anschließend werden diese Punkte auf der Geometrie markiert und die Kamera richtet sich, nach Betätigung des ‚Create Camera‘-Buttons des ‚Camera Match‘-Tools anhand der Koordinaten aus.

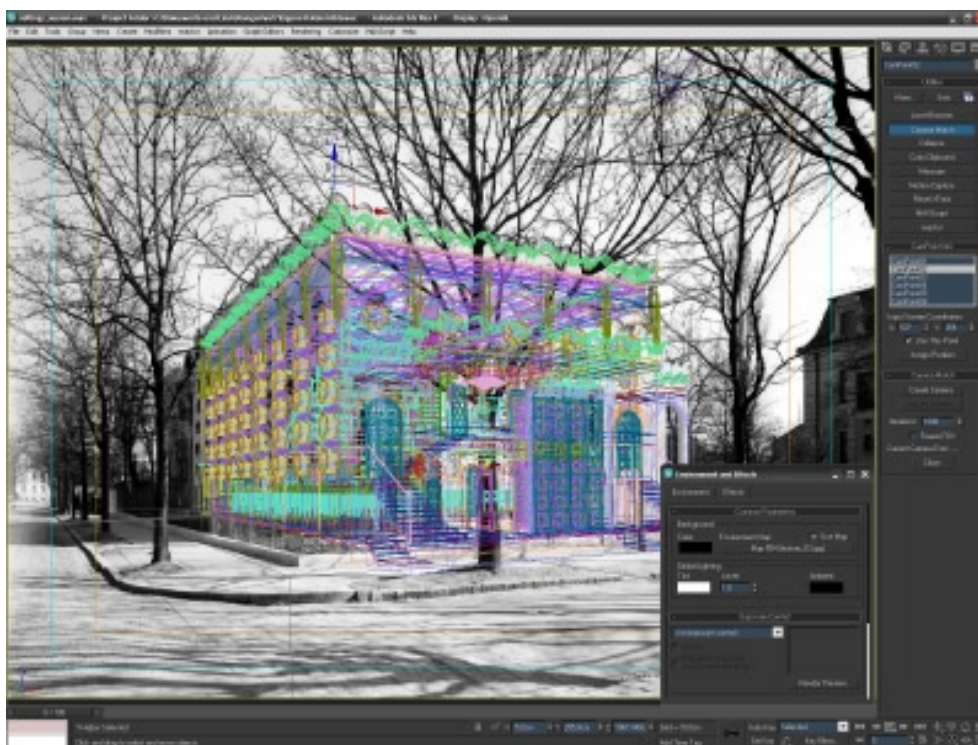


Abb.79 ‚Camera Match‘-Tool, 3ds MAX

Um dem Anspruch einer realen Lichtsituation und Ausleuchtung der Gesamtszene gerecht zu werden, wurde die **Lichtquelle ‚Sun‘** für die Außenvisualisierung ausgewählt, und dieser die geographischen Daten des Standortes Wien zugewiesen. Neben der Auswahl hunderter Städte der Erde besteht die Möglichkeit, in den ‚Control Parameters‘ Tag, Monat und Jahr der simulierten Situation einzugeben. Weiters wird über die Einstellung der Zeit, unterteilt in Stunde, Minute und Sekunde, der exakte Sonnenstand ermittelt.

Nachdem die Licht- und Kamerasettings eingestellt waren, wurde den 3D-Daten die Materialien zugewiesen. Die aus dem AutoCAD-file übernommene Layerstruktur machte eine schnelle Auswahl der Projekte möglich. Verschiedene ‚Texturen‘ dienten dazu, die 3D-Materialien bestmöglich an die tatsächlichen anzupassen. Nach Zuweisung an die Geometrie, wurde diese mit dem ‚UVW-Mapping‘-Modifikator belegt, der eine Anpassung der Textur auf der zugewiesenen Geometrie zulässt. Um den Ansprüchen einer detailgetreuen Visualisierung zu entsprechen,



Abb.80 Innenraumszene mit positionierten Lichtquellen, 3ds MAX



Abb.81 Innenraumszene, gerendert mit V-Ray

wurden die ‚UVW-Mapping‘-Koordinaten auf ‚**Real-World Map Size**‘ gesetzt. Damit wird, den tatsächlichen Maßen entsprechend, die Textur auf die zugewiesene Geometrie projiziert.

Die exakten Einstellungen für die Visualisierung würden den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, jedoch seien mit ‚Irradiance map‘ für ‚Primary‘- und ‚Light cache‘ für ‚Secondary Bounces‘ die ‚Global Illumination‘-Engines erwähnt.

Die Beleuchtung der Innenraumszene gestaltete sich schwieriger als angenommen. Die Lichtquelle ‚Sun‘ der Außeneinstellung ist für eine Visualisierung im Gebäude unzureichend, da zu wenige Lichtstrahlen in das Innere dringen. Bei Innenvisualisierungen mit V-Ray in 3ds MAX werden üblicherweise Lichtquellen des Typs ‚Plane‘ generiert, und unmittelbar hinter die Fensteröffnungen gesetzt. Mittels der Aktivierung ‚**Skylight Portal**‘ erfüllen die aufgezogenen Lichtquellen die Funktion eines Umlenkspiegels: Sie leiten die Strahlen des Emitters – in unserem Fall die Sonne – in das Gebäudeinnere.

Leider konnte diese Methode den Innenraum aufgrund der kleinen Fensteröffnungen nicht ausreichend belichten. Deshalb wurde dieser mit weiteren Lichtquellen an den kugelförmigen Leuchtkörpern und den Kerzenleuchtern, die sich oberhalb des Almemors befinden, versehen. Die standardmäßig verfügbaren Lichter der Software beinhalten neben ‚Standard‘-Beleuchtungskörper wie Omni-, Direct- oder Spot-Light die Möglichkeit ‚**Photometric**‘-Lichtquellen. ‚Standard‘-Beleuchtung zeichnet eine Vielzahl an Einstellungsmöglichkeiten aus, jedoch benötigt diese Variante der Beleuchtung in V-Ray längere Renderzeiten. Aufgrund dessen wurde der Versuch gestartet, die Innenraumszene mit photometrischen Quellen zu beleuchten. Die Berechnung des Lichtes basiert auf der Simulation tatsächlicher, physischer Beleuchtungseigenschaften. Diese beinhalten neben der Intensität und Farbeigenschaften die Streuung des Lichtes der erzeugenden Quelle nach ‚Real World‘-Parameter. Einige Leuchtenanbieter, wie zum Beispiel ERCO<sup>55</sup>, bieten ihr gesamtes Sortiment im IES-Datenformat (engl. Illuminating Engineering Society) zum download an, welche anschließend in 3ds MAX geladen werden können.

Nachdem auch dieser Versuch nicht die gewünschte Qualität lieferte, blieb als weitere Möglichkeit die Verwendung von V-Ray-Lichter. Nachdem die Einstellungen der zugewiesenen Materialien an die veränderte Lichtsituation angepasst wurde, konnte die Innenraumszene gerendert werden.

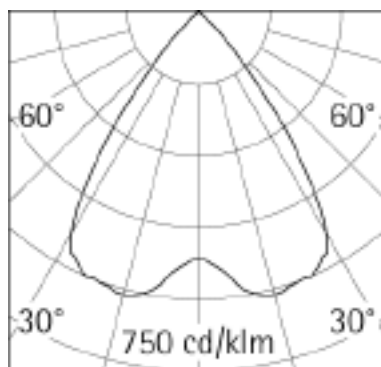


Abb.82 Streuverhalten einer IES-Lichtquelle



Abb.83 Gegenüberstellung Fotografie und Visualisierung



Abb.84 Gegenüberstellung Fotografie und Visualisierung - Westansicht

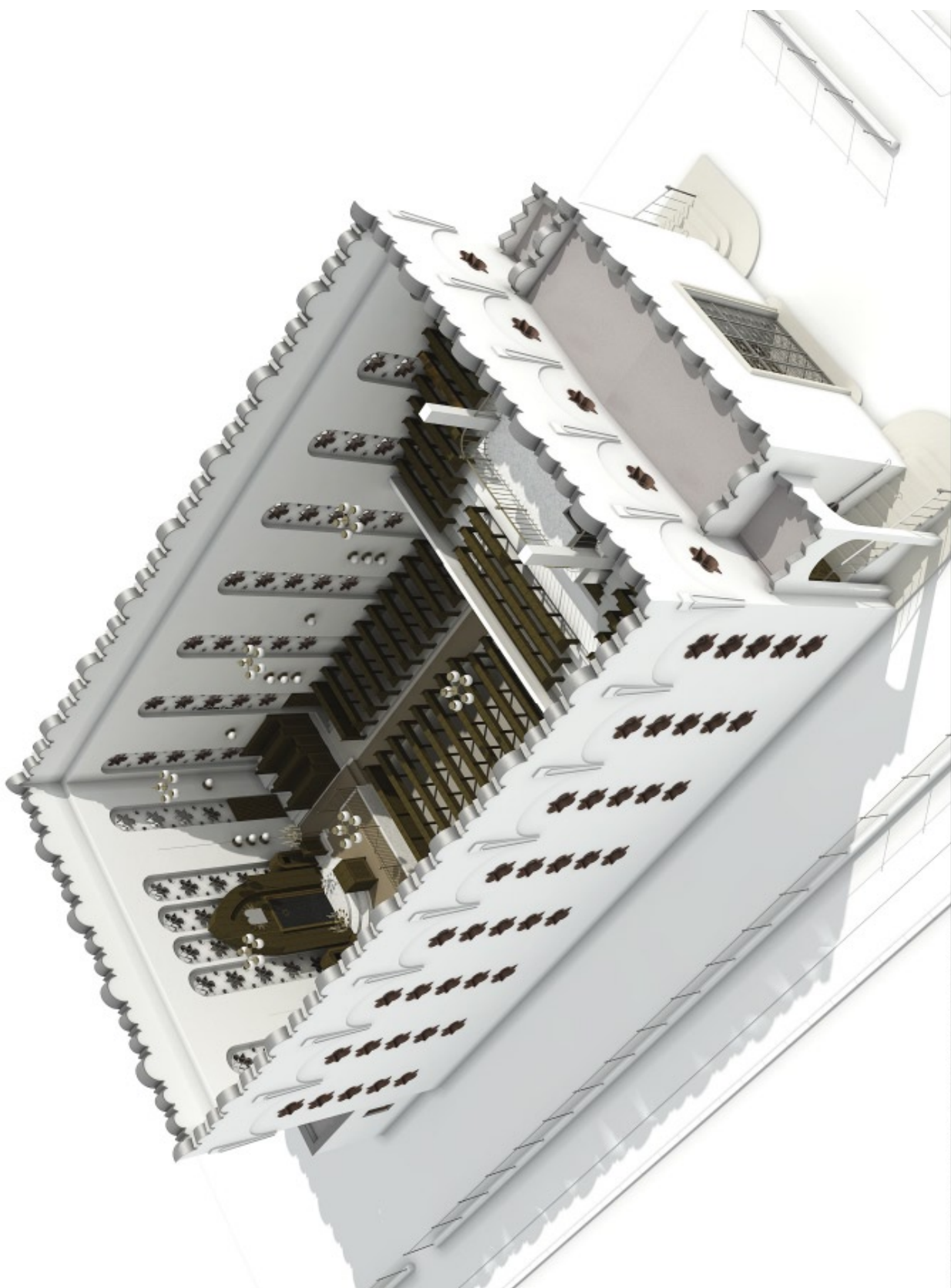


Abb.85 Blick auf den Betraum mit Almemor an der Ostseite







Abb.87 Einblick von der Südseite



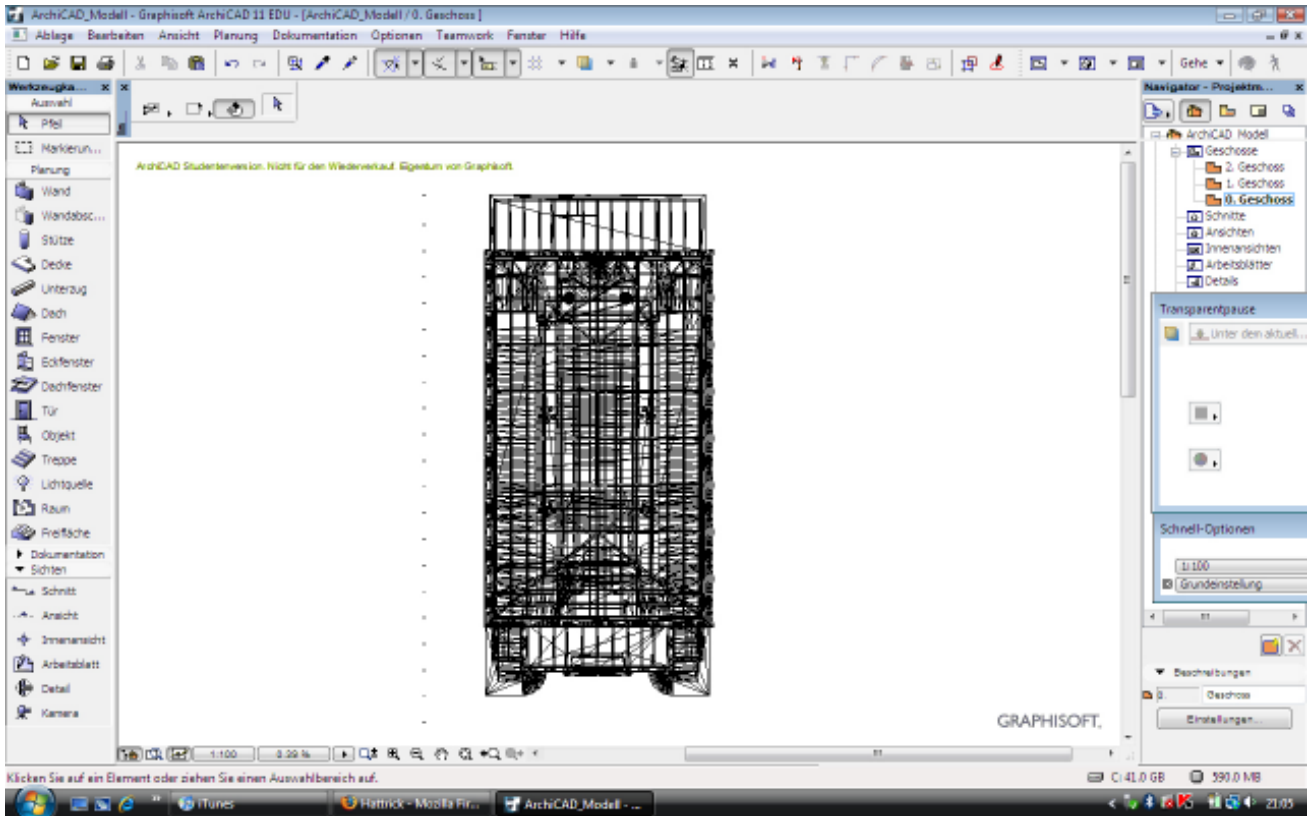


Abb.89 integriertes 3ds-Modell in ArchiCAD

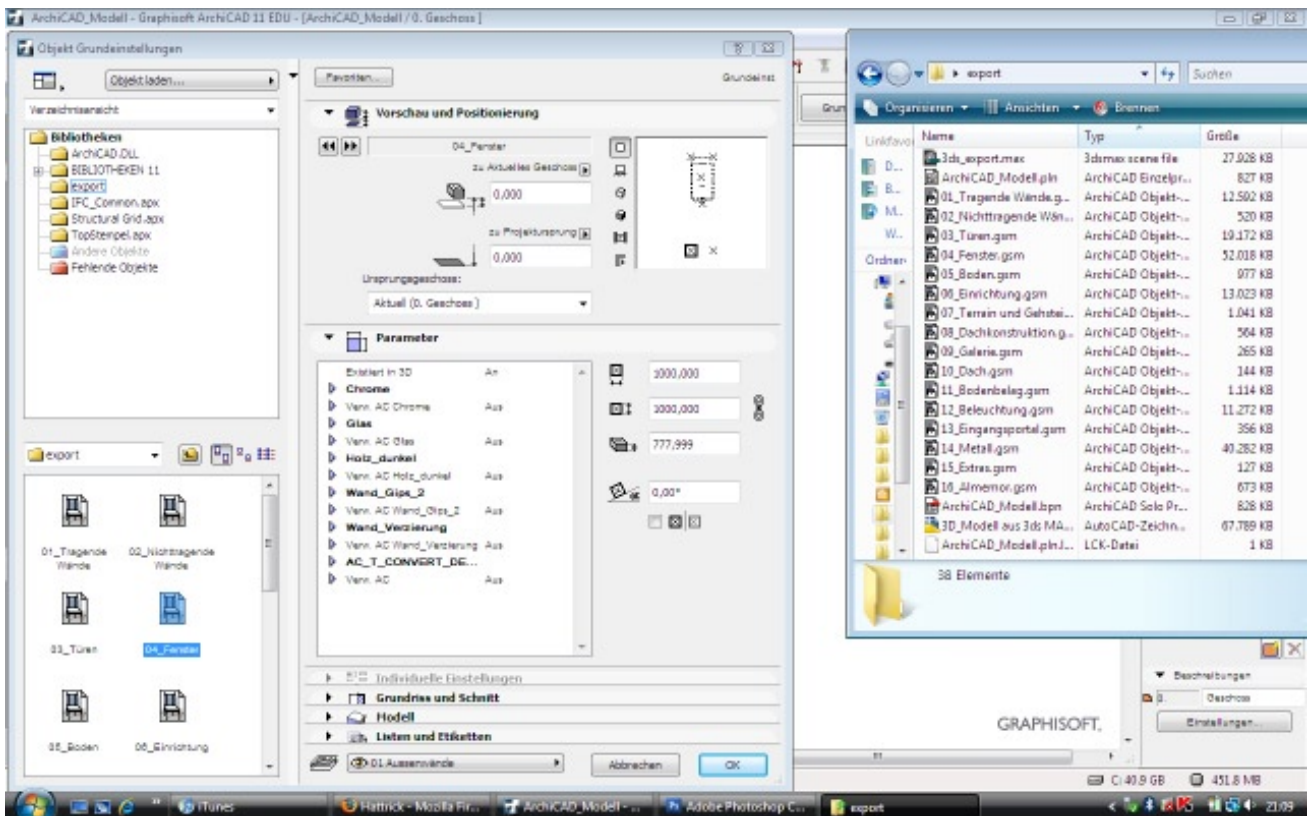


Abb.90 3ds-Daten in GDL-Objekte umgewandelt

## 5.4. DIE ÜBERTRAGUNG DER DATEN NACH ARCHICAD

Das erzeugte 3ds MAX-Modell wurde mit Hilfe des **3ds-Plug-Ins ‚3D Studio In‘** nach ArchiCAD importiert. Dieses erhält man kostenlos auf der Website des IT-Anbieters A-Null<sup>56</sup> im Downloadbereich. Mit dem Dateiformat 3ds wird neben der Übertragung der modellierten Geometrie auch die Übernahme sämtlicher zugewiesener Materialien gewährleistet.

Das komplette 3ds-Modell aus 3ds MAX konnte auf Grund der komplexen Geometrie nicht als Ganzes in ein **GDL-Objekt** (engl. Geometric Description Language) konvertiert werden. Deshalb wurden die Ebenen der 3ds MAX-Datei einzeln als 3ds-Objekte exportiert und mit Hilfe des Plug-Ins umgewandelt. Der Screenshot Abb.90 zeigt die konvertierten GDL-Objekte mit den zugewiesenen Materialien aus der 3ds MAX-Datei.

Die Dateigröße der Bibliothekselemente hielt sich in Grenzen, wobei der importierte Fenster-Layer mit 52MB die größte Datenmenge darstellte. Dies ergibt sich aus der exportierten Geometrie der Fenster beziehungsweise der gewählten Unterteilung der Splines, die mit fünf ‚Steps‘ wohl zu hoch angesetzt war. Anders verhält es sich mit dem Export der kompletten Szene zurück in eine dwg-Datei mit einer Dateigröße von 66,1MB. Die Handhabung in ArchiCAD ist flüssig, jedoch gingen die zugewiesenen Materialien erwartungsgemäß verloren.

Anbei ein Überblick und einige Fakten der Arbeit „Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge Wien Hietzing“:

### **Datenmenge**

3ds MAX-Archivordner (inklusive Texturen): 43,1MB

3D-Modell 3ds-Format: 25,4MB

3D-Modell ArchiCAD: 150MB

3D-Modell AutoCAD: 66,1MB

### **Hardware**

Intel 2.66GHz Quadcore CPU

NVIDIA Quadro FX 4500

### **Software**

3ds MAX 9.0

V-Ray 1.5

AutoCAD 2006

ArchiCAD Studentenversion 11.0

Adobe CS2

## 6. SCHLUSSFOLGERUNG

Mit dieser Arbeit wurde der Versuch einer architekturgeschichtlichen Aufarbeitung der Synagoge Wien Hietzing unternommen. Die Positionierung der beiden Wettbewerbe in den Jahren 1912 und 1914 im Kontext der jüdischen Bautradition sollte einen Schwerpunkt darstellen. Mit dem Vergleich einzelner Wettbewerbsprojekte aus den beiden Konkurrenzen gelang es, Aufschlüsse über den Diskurs innerhalb der jüdischen Gemeinde bezüglich der beiden Raumtypologien zu gewinnen. Vor allem offenbarte die Analyse die Diskussion über den Einzug unterschiedlicher Baustile im Synagogenbau.

Das Leid der jüdischen Gemeinde in Wien durch die Nationalsozialisten offenbarte sich in vielerlei Hinsicht. Die Einsicht der Planunterlagen auf der Baupolizei stellte mit der Erhebung des Demolierungsplans der Synagoge einen traurigen Tiefpunkt der Recherchen dar. Ebenso verhielt sich das Studium der Zeitzeugengespräche auf der Website der Volkshochschule Hietzing, welche über die Flucht vor dem Antisemitismus berichten.

Mit der Analyse der beiden Wettbewerbe spannte sich ein Bogen über 12 Jahre jüdischer Geschichte in Wien, welcher mit dem Novemberpogrom 1938 ein jähes Ende gesetzt wurde. Die Synagoge Wien Hietzing erzählt wie ein Zeitzeuge die tragischen Entwicklungen der Zwischenkriegszeit bis zum Ausbruch des II. Weltkrieges nach.

Die Aufbereitung der Pläne gestaltete sich auf Grund des Planmaterials nicht immer leicht. Aufschlüsse über die tatsächlich gebaute Geometrie lieferten die Fotografien der Nationalbibliothek. Aus der Begegnung mit Kitty Schrott resultierten Fotos, welche eine detailgetreue Rekonstruktion des Hauptportals gewährleisteten.

3ds MAX erwies sich als perfekte Ergänzung der überlieferten 2D-Daten aus AutoCAD. Die Synchronisierung der Daten erfolgte mit dem ‚File Link Manager‘ und bedeutete eine wesentliche Optimierung des Workflows. Die Einstellung für die Innenraumszene erwies sich als zeitaufwendiges Unterfangen, da die kleinen Fensteröffnungen eine alleinige Beleuchtung durch die Fenster unmöglich machte. Die Settings der Leuchtkörper im Innenraum mussten mehrmals justiert werden, was eine Modifizierung der Materialien nach sich zog. Dieser Prozess nahm mehr Zeit in Anspruch als ursprünglich angenommen. Letztlich bewahrheitete sich die Erfahrung, dass die Modellierung maximal 60 Prozent des Zeitaufwands für eine Visualisierung in Anspruch nimmt. Die restlichen 40 Prozent entfallen auf die Zuweisung und Erstellung der Materialien sowie auf unzählige Versuche mit der Renderengine.

## KURZFASSUNG

Die Diplomarbeit „Virtuelle Rekonstruktion der Synagoge Wien Hietzing“ beinhaltet neben dem Aufbau eines 3D-Datenmodelles der Synagoge eine umfangreiche Bestandsaufnahme. Diese umfasst vier Teile und soll Aufschlüsse über die abgehaltenen Wettbewerbe, die Errichtung des Tempels, und die Umsetzung einer Rekonstruktion mittels 3D-Softwarepaketen geben.

Der erste Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der Geschichte des Baugrundes, welcher vom Tempelverein Hietzing für die Errichtung der Synagoge angekauft wurde. Nach der Vernichtung der Synagoge durch die Nationalsozialisten wurde das Grundstück planiert, arisiert und später im Zuge der Rückstellungsverfahren an die IKG Wien rückerstattet. In den späten 60er Jahren errichtete eine Baugesellschaft Eigentumswohnungen, welche bis heute bestehen.

Im zweiten Abschnitt werden die beiden Wettbewerbe zur Errichtung des Tempels beleuchtet. Die erste Konkurrenz im Jahre 1912 konnte der jüdische Architekt Hugo Gorge für sich entscheiden, jedoch wurde das Siegerprojekt auf Grund des Ausbruches des I. Weltkrieges nicht verwirklicht. Der in die Vereinigten Staaten emigrierte Architekt Arthur Grünberger gewann den zweiten Wettbewerb 1924.

Der dritte Teil beschreibt Grünbergers Entwurf, welcher vom österreichischen Architekten Adolf Jelletz ausgeführt wurde. Neben einer Beschreibung des Architekten wird versucht, die einzelnen Planungsschritte anhand der verfügbaren Unterlagen zu beleuchten. Des Weiteren befasst sich dieser Abschnitt mit konstruktiven Details, den verwendeten Materialien und der Farbgestaltung.

Im letzten Teil der Arbeit werden die einzelnen Arbeitsschritte der virtuellen Rekonstruktion erläutert. Mit Hilfe des aufbereiteten Planmaterials konnte ein detailliertes 3D-Modell erzeugt werden, welches nicht nur den Baukörper an sich, sondern auch den Charakter der Synagoge visualisiert.

## LITERATURVERZEICHNIS

- Brooker Darren, „Essential CG Lighting Techniques with 3ds Max“, Focal Press, 2006
- Eisler Max, „Der neue Judenfriedhof in Wien“, Menorah - Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur, 6. Jahrgang, Nr. 10, Wien-Berlin 1928
- Eisler Max, „Ein moderner Tempel in Amsterdam“, Menorah - Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur, 7. Jahrgang, Nr. 11/12, Wien-Berlin 1929
- Eisler Max, „Der Wettbewerb um eine Wiener Synagoge“, Österr. Bau- und Werkkunst, Band II., Wien 1925/1926
- Eisler Max, „Vom Geist der Synagoge“, Menorah - Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur, 8. Jahrgang, Wien-Berlin 1930
- Frey Dagobert, „Glossen zum Krematoriumswettbewerb“, Der Architekt - Wiener Monatshefte für Bauwesen und dekorative Kunst, Jahrgang 1921/1922
- Genée Pierre, „Synagogen in Österreich“, Löcker Verlag, Wien 1992
- Genée Pierre, „Wiener Synagogen 1825-1938“, Löcker Verlag, Wien 1987
- Genée Pierre, Grosz R., „Die Cultusgemeinde im Bezirke Sechshaus“, Zeitschrift „Die Gemeinde“, IKG Wien, Ausgabe: März 1994
- Gorge Hugo, „Ein Synagogenentwurf“, Der Architekt - Wiener Monatshefte für Bauwesen und dekorative Kunst, XVIII. Jahrgang 1912
- Grunwald Max, „Die Wiener Juden 1826-1926“, Menorah - Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur, 4. Jahrgang, Nr. 3, Wien-Berlin 1926
- Hammer-Schenk Harold, „Synagogen in Deutschland“, Christians, Hamburg 1981
- Hanisch Ruth, Kapfinger Otto, „Wettbewerb um eine Synagoge in Wien-Hietzing“ in Matthias Boeckl, „Visionäre & Vertriebene. Österreichische Spuren in der modernen amerikanischen Architektur“, Ernst & Sohn, Berlin 1995
- Herselle Krinsky Carol, „Europas Synagogen - Architektur, Geschichte und Bedeutung“, Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart 1988
- Holey Karl, „Wettbewerb für eine Feuerbestattungsanlage auf dem Wiener Zentralfriedhof“, Der Architekt - Wiener Monatshefte für Bauwesen und dekorative Kunst, 24. Jahrgang, Wien 1921/1922
- Klotz Sabine, „Fritz Landauer (1883-1968) - Leben und Werk eines jüdischen Architekten“, Dietrich Reimer Verlag Berlin, 2001
- Krischanitz Adolf, Kapfinger Otto, „Die Wiener Werkbundsiedlung“, Compress Verlag, Wien 1985
- Maryška Christian, „Road to Yesterday - Entwürfe amerikanischer Filmarchitekten 1924 - 1930“, Böhlau, 1996
- Menorah - Jüdisches Familienblatt für Wissenschaft/Kunst und Literatur, 9. Jahrgang, Nr. 3/4, Wien-Berlin 1931
- Schwarz Hans-Peter, „Die Architektur der Synagoge“, Deutsches Architekturmuseum, Frankfurt a. M. 1988
- Uhl Ottokar, „Moderne Architektur in Wien von Otto Wagner bis heute“, Schroll, Wien 1966
- Unterweger Ulrike, „Die Synagoge in Wien Hietzing“, David - Heft Nr.70, September 2006
- Weissenbacher Gerhard, „In Hietzing gebaut: Architektur und Geschichte eines Wiener Bezirkes“, Verlag Holzhausen, Wien 1999
- <http://projekte.vhs.at/judeninhietzing/>



## ABBILDUNGSVERZEICHNIS

- Abb.01 [www.antifa.co.at/antifa/lanz.pdf](http://www.antifa.co.at/antifa/lanz.pdf)
- Abb.02 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes
- Abb.03 Privatarhiv Pierre Genée
- Abb.04 Pierre Genée, „Wiener Synagogen 1825-1938“, S. 58
- Abb.05 Privatarhiv Pierre Genée
- Abb.06 [www.flickr.com](http://www.flickr.com)
- Abb.07 Historisches Museum der Stadt Wien
- Abb.08 [http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:V12p433001\\_Vienna.jpg](http://de.wikipedia.org/wiki/Bild:V12p433001_Vienna.jpg)
- Abb.09 Privatarhiv Kitty Schrott
- Abb.10 Privatarhiv Kitty Schrott
- Abb.11 Privatarhiv Kitty Schrott
- Abb.12 Auszug Grundbuch Hietzing
- Abb.13 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk
- Abb.14 Österr. Staats- und Landesarchiv
- Abb.15 Österr. Staats- und Landesarchiv
- Abb.16 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.17 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.18 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.19 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.20 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.21 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.22 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.23 Der Architekt, XVIII. Jahrgang 1912
- Abb.24 Special Collections, University of California, Los Angeles
- Abb.25 Special Collections, University of California, Los Angeles
- Abb.26 Special Collections, University of California, Los Angeles
- Abb.27 Special Collections, University of California, Los Angeles
- Abb.28 Architekturmuseum Schwaben, Augsburg
- Abb.29 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.30 RIBA Library Drawings Collection
- Abb.31 Architekturmuseum Schwaben, Augsburg
- Abb.32 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.33 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.34 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.35 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.36 Roland Müller
- Abb.37 Roland Müller
- Abb.38 Der Architekt, Jahrgang 1921/1922
- Abb.39 Der Architekt, Jahrgang 1921/1922
- Abb.40 Der Architekt, Jahrgang 1921/1922
- Abb.41 Christian Maryška, „Road to Yesterday“, S. 48
- Abb.42 Christian Maryška, „Road to Yesterday“, S. 47
- Abb.43 Österr. Bau- und Werkkunst, Band II, 1925/1926
- Abb.44 Archiv des Jüdischen Museums, Wien
- Abb.45 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk
- Abb.46 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk
- Abb.47 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk
- Abb.48 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk
- Abb.49 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk

Abb.50 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk  
Abb.51 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk  
Abb.52 Privatarhiv Viktor Stellamor  
Abb.53 Privatarhiv Ernest Weiss (Yor, Pennsylvania)  
Abb.54 Privatarhiv Kitty Schrott  
Abb.55 <http://de.wikipedia.org/wiki/Davidstern>  
Abb.56 Roland Müller  
Abb.57 Roland Müller  
Abb.58 Roland Müller  
Abb.59 Roland Müller  
Abb.60 Roland Müller  
Abb.61 Roland Müller  
Abb.62 Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek  
Abb.63 Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek  
Abb.64 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk und Autor  
Abb.65 Roland Müller  
Abb.66 Roland Müller  
Abb.67 Baupolizei (MA 37) - Bezirksstelle für den 12. und 13. Bezirk und Autor  
Abb.68 Roland Müller  
Abb.69 Roland Müller  
Abb.70 Roland Müller  
Abb.71 Roland Müller  
Abb.72 Roland Müller  
Abb.73 Roland Müller  
Abb.74 Roland Müller  
Abb.75 Roland Müller  
Abb.76 Roland Müller  
Abb.77 Roland Müller  
Abb.78 Roland Müller  
Abb.79 Roland Müller  
Abb.80 Roland Müller  
Abb.81 Roland Müller  
Abb.82 [www.erco.com](http://www.erco.com)  
Abb.83 Bilderarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek und Autor  
Abb.84 Bilderarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek und Autor  
Abb.85 Roland Müller  
Abb.86 Roland Müller  
Abb.87 Roland Müller  
Abb.88 Roland Müller  
Abb.89 Roland Müller  
Abb.90 Roland Müller

# ANHANG